

non nobis



ORDO MILITIÆ CRUCIS TEMPLI
Tempelherrenorden · Deutsches Priorat



Generalkapitel 2013 in Volkenroda



Titel

Zum Geleit

Grußwort des Priors	3
---------------------	---

Aus dem Ordensleben

Bericht vom Frühjahrskonvent 2013	4
Spendenaufruf	9
Was uns Heimat gibt in einer globalisierten Welt	10
Bericht vom Generalkapitel 2013	20
Vorschau Frühjahrskonvent 2014	24
Ansprache zum Rezeptionsgottesdienst am 21.09.2013	25

Christ und Welt

Die Kreuzritter und ihre Hilfstruppen im Heiligen Land	28
Vorschau Jubiläums-Generalkapitel 2014	32
„O nehmt ihn auf; ihr Brüder! Er stammt aus deutschen Blut!“	33
Jesus Christus – Einziger Herr seiner Herde	41

Bilder aus dem Ordensleben	44
----------------------------	----

Impressum

„non nobis“

ORDO MILITIAE CRUCIS TEMPLI

Tempelherrenorden Deutsches Priorat e. V.

Herausgeber: Die Ordensregierung

Schriftleitung: Hans-Joachim Baumbach,
Prior, Kaldenkirchener Straße 3,
41063 Mönchengladbach
Tel. 02161 9028875, Fax 02161 9028874
info@tempelherren-orden.de
www.tempelherren-orden.de

Bildnachweis: H.-J. Baumbach, H.-J. Riechers,
Dr. M. Rütthlein, Matthias Frank Schmidt, Ordens-
archiv und FKM Fotoarchiv.

Gesamtherstellung:

FKM ZEITSCHRIFTEN VERLAG GMBH,
Postfach 24 49, 76012 Karlsruhe

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben
nicht unbedingt die Meinung der Redaktion
wieder.

Grußwort des Priors

Liebe Ordensbrüder,
sehr verehrte Leserinnen und Leser,

in diesen Tagen beschenkt uns das deutsche Qualitätsfernsehen überreich mit einem Jahresrückblick nach dem anderen. Und so hat auch die Schriftleitung der NON NOBIS Rückschau gehalten:

Typischerweise fallen derartige Rückschauen unterschiedlich aus. Mag der eine sein persönliches annus horribilis erlebt haben, hat ein anderer vielleicht über privates Glück oder geschäftlichen Erfolg ein ausgesprochen gutes Jahr absolviert.

Im Orden richten wir den Blick stets auf die Gemeinschaft, sowohl auf unsere eigene als auch auf das Gemeinwesen.

Für die Gesamtheit der Menschheit dürfen wir zunächst erfreut über den Umstand sein, dass das Jahr 2013 überhaupt stattgefunden hat, war uns doch zum 21.12.2012 mangels Bekanntgabe eines Neuerscheinungsdatums für den Maya-Kalender der Weltuntergang vorhergesagt. Möglicherweise haben die Prognostiker einfach übersehen, dass inzwischen jeder halbwegs gut sortierte Schreibwarenladen auch einen „ewigen Kalender“ im Angebot hält.

Selbst die Zeugen Jehovas geben nach drei gescheiterten Ankündigungen keine neuen Weltuntergangstermine bekannt, und der Verfasser dieses Vorwortes konnte jüngst in einem Gespräch mit einem Vertreter dieser Glaubensgemeinschaft erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass man auch bei Jehovas Zeugen inzwischen eher über ein Ende der Welt in ihrer jetzigen Gestalt nachdenke.

Da gäbe es nun manches zu benennen, was im Interesse der Weltgemeinschaft beendet gehört: Ein Großteil der im Jahre 2012 gezählten 34 Kriege und bewaffneten Konflikte konnte auch im zurückliegenden Jahr nicht beendet werden. Die weltweite Christenverfolgung hat bedingt durch das Erstarken moslemischer Extremisten in vielen Teilen der Welt zugenommen, sei es im Norden Nigerias, sei es im Irak, Syrien oder auch in Mali.

Auch in Deutschland nehmen Störungen des Religionsfriedens durch Beschädigungen von Denkmälern und Gotteshäusern zu. In der Nähe von Hannover wurde im Juli die Willehadi-Kirche angezündet und brannte aus. Die Sprach- und Wehrlosigkeit der Kirchenoberen zu diesen Vorgängen macht viele Christen im Lande fassungslos.

Die gefühlte Unsicherheit der Bevölkerung nimmt zu. In diese Zeit hinein haben die katholischen Christen im vergangenen Jahr einen beispiellosen Vorgang erlebt: den Rücktritt eines Papstes. Mit Franziskus hat der Heilige Geist dem Konklave ein neues Kirchenoberhaupt gesendet, von dem sich viele in aller Welt einen neuen Aufbruch versprechen. In einer Zeit, in



der Glanz und Wohlstand sofort auf Neid und Missgunst stoßen, treffen die Demutsgesten des neuen Pontifex den Nerv der Menschen. Ob er die erhofften Wirkungen auf dem Weg zu mehr Gerechtigkeit und Erneuerung erzielen kann, ohne dabei den unveränderlichen Glaubensschatz der Kirche aufzugeben, bleibt zunächst einmal abzuwarten.

Ohne besonders langes Zuwarten werden sich schon in den nächsten Wochen die Folgen der Bundestagswahlentscheidung von 2013 zeigen. Das Wahlvolk hat – was in Zeiten der Verunsicherung kaum vorverfärb ist – eine große Koalition auf den Weg gebracht. So sehr dieses Model für eine gewisse Stabilität stehen mag, so klar ist auch, dass die zur Einrichtung einer großen Koalition notwendigen Kompromisse eben auch nur auf Erhalt und Mittelmaß ausgerichtet sein können, für die nächsten vier Jahre aber wiederum die Chance auf eine dringend notwendige politisch-moralische Wende verpasst wurde.

Das Herumgemarkse bei der Euro-Rettung dürfte fortgesetzt werden, während die demografischen, ökologischen, integrationspolitischen und sozialen Probleme aufgeschoben werden, deren Bürde einmal mehr nachgeborenen Generationen auferlegt wird. Ein Neuanfang hätte anders aussehen müssen.

Und im Kleinen? Der Tempelherrenorden hat im vergangenen Jahr sein ökumenisches Profil weiterentwickelt. Unsere eigene Forschung führte uns zurück zu den Reichsreligionsgesprächen von 1541 in Regensburg, die noch vor der endgültigen Verfestigung der Trennung Einigungsansätze für katholische und evangelische Christen entwickelt hatten. Wir arbeiten damit weiter auf ein konfliktüberwindendes gemeinsames lutherisch-katholisches Reformationsgedenken im Jahre 2017 hin.

In dieser wie auch in gesellschaftspolitischer Hinsicht bleiben der Orden und seine Mitglieder aufmerksam und engagiert. Im kommenden Jahr begeht der OMCT Tempelherrenorden Deutsches Priorat sein 50. Jubiläum der Wiedereinrichtung eines deutschen Priorates nach dem Zweiten Weltkrieg. Schon darum sind wir überzeugt, dass das Kommende ein gutes Jahr für uns wird.

Auch all unseren Lesern wünschen wir frohe Festtage, Gesundheit und ein gesegnetes gnadenreiches neues Jahr 2014.

Ihr Hans-Joachim Baumbach

Hans-Joachim Baumbach

– Prior –

Frühjahrskonvent 2013 in Heisterbacherrott

Die Gemeinschaft im Zeitalter der Globalisierung

Obr. Hans-Joachim Baumbach

Für die geistige Auseinandersetzung stärken sich die Templeritter alljährlich in ihrem Frühjahrskonvent. Dieser fand im Jahr 2013 vom 8. bis 10. März im Haus Schlesien, Königswinter-Heisterbacherrott, statt. Der Konvent war unter das Thema „Die Gemeinschaft im Zeitalter der Globalisierung“ gestellt.

Freitag, 08.03.2013

Die Mitglieder des Ordensrates reisten bereits zeitig zum Frühjahrskonvent an, da schon am Freitagnachmittag um 16 Uhr die Sitzung des Ordensrates durchzuführen war.

Den Bericht der Ordensregierung erstattete der Kanzler, Ordensbruder Ernst Dauth.

Nach einer engagierten Debatte konnten die Mitglieder des Ordensrates gegen 18.30 Uhr ihre Sitzung beenden und die anderen angereisten Teilnehmer des Frühjahrskonventes im benachbarten Gruppenraum zum Abendessen begrüßen.

Nach einer zünftigen Stärkung

fand dann noch am Abend um 20 Uhr die erste Plenumsitzung statt, in deren Rahmen Obr. Dr. phil. Heinz Gehle zum Thema „Frieden im Land – Grundvoraussetzung für das Zusammenleben in der Gemeinschaft“ sprach.

Anschließend fand ein gemütliches Beisammensein in der Rübezahlstube statt, das bei den Tagungen im Haus Schlesien bereits zu einer lieb gewonnenen Tradition geworden ist.

Samstag, 09.03.2013

Das Vortragsprogramm des zweiten Tages war anspruchsvoll:

Gleich nach dem Frühstück begrüßten wir gegen 10 Uhr den ersten Referenten, Karl-Heinz Jung, zum Thema „Geschichte als Wegweiser der Globalisierung“.

Herr Jung, Jahrgang 1956, entstammt einer kinderreichen Familie. Er hat acht Geschwister. Gerne wäre er Förster geworden, absolvierte jedoch aufgrund der Verhältnisse die

Handelsschule und eine Lehre zum Bankkaufmann. An der Deutschen Außenhandels- und Verkehrsakademie erwarb er den Abschluss als Sparkassenbetriebswirt und ging bereits mit 33 Jahren als Leiter des Auslandsgeschäfts nach Berlin.

Später wirkte Herr Jung als Hauptabteilungsleiter der Hessischen Landesbank (HeLaBa). Dort wurde er Mitgründer des Wallauer Kreises, einer Vereinigung von leitenden Bankmitarbeitern, die sich selbst ebenfalls die templerischen Regeln zur Grundlage ihres Handelns gemacht hat.

Herr Jung knüpfte in seinem Vortrag an seine vielfältigen beruflichen, aber auch ehrenamtlich erworbenen Erfahrungen an. Er rief die Teilnehmer dazu auf, zwar ihr Denken global anzulegen, dabei jedoch regional zu handeln. Die Globalisierung könne dabei stets dazu dienen, aus den Fehlern der anderen zu lernen. Dies sei in der Vergangenheit leider oft genug nicht gelungen, wie beispielhaft am Versuch von

Aufmerksame Zuhörer



Bei der Abendmesse



Landesbanken und Sparkassen aufgezeigt wurde, im internationalen Investmentgeschäft mitzumischen. Hiermit seien die Regionalinstitute hoffnungslos überfordert gewesen. Sie hätten versucht, internationalen Investmentgesellschaften und Banken nachzueifern, die Investmentanteile auf Kredit eingekauft hätten, wobei zur Aufbringung der Annuität dann Mitarbeiter hätten entlassen werden müssen. Der Profit solcher Geschäfte sei regelmäßig durch die Investoren bei der Zerschlagung aufgekaufter und übernommener Firmen erfolgt, wie am Beispiel GROHE nachzuvollziehen sei. Die seinerzeitigen Verantwortlichen säßen heute in der Schweiz und würden kaum Steuern zahlen.

Verantwortliche Unternehmenslenkung sieht anders aus. Für den von ihm mitgegründeten Kreis von Bankenverantwortlichen gelte es, sich aus derartigen Geschäften herauszuhalten.

Der Referent betonte das Christentum als Wurzel Europas. Als leidenschaftlicher Pilger auf dem Jakobsweg wies er darauf hin, dass Europa auf den Pilgerwegen entstanden sei.

Zum Abschluss seiner Ausführungen trug der Referent eine Ballade von Gustav Falke vor:

Die Schnitterin

War einst ein Knecht,
einer Witwe Sohn,
Der hatte sich schwer
vergangen.

Da sprach sein Herr:
„Du bekommst deinen Lohn,
Morgen musst du hangen.“

Als das seiner Mutter
kundgetan,
Auf die Erde fiel sie
mit Schreien:
„O, lieber Herr Graf,
und hört mich an,
Er ist der letzte von dreien.

Den ersten schluckte
die schwarze See,
Seinen Vater schon
musste sie haben,
Den andern haben in
Schonens Schnee
Eure schwedischen
Feinde begraben.

Und lasst Ihr mir
den letzten nicht,
Und hat er sich vergangen,
Lasst meines Alters
Trost und Licht
Nicht schmäählich am
Galgen hangen!“

Die Sonne hell
im Mittag stand,
Der Graf saß hoch zu Pferde,
Das jammernde Weib
hielt sein Gewand
Und schrie vor ihm
auf der Erde.

Da rief er: „Gut, eh die
Sonne geht,
Kannst du drei Äcker
mir schneiden,
Drei Äcker Gerste,
dein Sohn besteht,
Den Tod soll er nicht leiden.“

So trieb er Spott,
gar hart gelaunt,
Und ist seines Weges
geritten.
Am Abend aber, der
Strenge staunt,
Drei Äcker waren
geschnitten.

Was stolz im Halm
stand über Tag,
Sank hin, er musst es

schon glauben.
Und dort, was war's,
was am Feldrand lag?
Sein Schimmel stieg
mit Schnauben.

Drei Äcker Gerste
ums Abendrot
Lagen in breiten Schwaden,
Daneben die Mutter,
und die war tot.
So kam der Knecht
zu Gnaden.

Gustav Falke

Nach einer engagierten Aussprache konnten wir gemeinsam das Mittagessen einnehmen.

Der Nachmittag begann um 14 Uhr mit einem beachtenswerten Vortrag von Dr. Andreas Mayert: „Finanzmarkt und europäische Schuldenkrise“.

Der Referent gliederte seinen Vortrag in drei Teile: Zunächst widmete er sich den sozioethischen Anknüpfungspunkten, aus denen sich eine generelle Verantwortung stärkerer Euro-Staaten im Sinne treuhänderischen christlichen Machtgebrauchs zur Förderung des Gemeinwohls ergeben könnte.

Den Einwand der Subsidiarität sah er als problematisch an, da durch die gemeinsame Geldpolitik und die Rückwirkung einzelner Maßnahmen auf die anderen Teilnehmer des Währungsverbundes bereits eine starke Verknüpfung geschaffen sei.

Kommt es in einer Solidargemeinschaft zu temporären Asymmetrien der Lebenslagen bzw. der wirtschaftlichen Lage, werde in der Solidargemeinschaft davon ausgegangen,

dass Hilfeleistungen nach den Notwendigkeiten der Hilfebedürftigen erbracht werden. Problematisch sei in diesem Zusammenhang aber die Verhinderung von Ausnutzung, wodurch die Vertrauensfrage gegenüber den anderen Marktteilnehmern gestellt sei. Prüfe man nun also, ob und in welchem Maße Solidarität geboten sei, führe dies zu einer Prüfungsnotwendigkeit auf unterschiedlichen Ebenen. Hier fragt sich, ob „Schuld“ im Sinne eines Regelbruchs kollektiviert werden kann und damit allen Bürgern eines Staates, der gegen die Pflichten der Solidargemeinschaft verstoßen hat, die Hilfe verweigert werden kann. Der Referent stellte auch die Frage, wie vorzugehen sei, wenn durch einen Entzug der Solidarität auch andere Staaten betroffen wären (Ansteckungsrisiko). Insoweit gehe es bei Hilfeleistungen teilweise vielleicht gar nicht allein um Solidarität.

Im Übrigen müsse beachtet werden, ob die Hilfsbedürftigkeit eines Staates nicht auch maßgeblich davon beeinflusst worden ist, dass er überhaupt Teil der Solidargemeinschaft wurde und an ihre Regeln gebunden ist, was jedenfalls dann ungerecht sein könnte, wenn die Institutionen und Regeln der Solidargemeinschaft selbst mangelhaft sind.

Insoweit war festzustellen, dass die sozialetische Diskussion der Euro-Schuldenkrise ebenso komplex ist wie ihr Gegenstand. Zunächst seien also, das war der zweite Schwerpunkt des Vortrags, die Ursache der Schuldenkrise aufzuklären.

Hierfür stellt sich zunächst die Frage, ob einzelne Euro-Staaten aufgrund des Bruchs der Maastricht-Kriterien bzw. aufgrund fiskalischer Verschwendung in die Schuldenkrise geraten sind.

Dagegen spricht schon, dass die Krise nicht die Staaten betrifft, die zuerst gegen die Kriterien verstoßen haben (Deutschland, Frankreich). Zudem befänden sich auch Staaten außerhalb des Euro-Raums (z. B. USA, Großbritannien, Japan) fiskalisch ebenfalls in einer schlechten oder sogar noch schlechteren Situation als die Krisen-Staaten, ohne in eine Schuldenkrise geraten zu sein. Zudem sei im ganzen Euro-Raum die Staatsschuldenquote sogar bis 2008 gesunken.

Daraus ergibt sich, dass die heutigen Euro-Krisen-Staaten unter sehr unterschiedlichen Bedingungen in diese Krise geraten sind.

Griechenland und Italien waren stark verschuldet, aber nicht defizitär. Spanien und Ir-

land haben sogar Schulden abgebaut. Eine Veränderung trat erst nach Ausbruch der Krise auf. Hier lässt sich auf eine Beförderung der Krise durch die Verknüpfung von Finanzsektor und Staat schließen. Die Staatschulden durch die Bankenrettung belaufen sich auf 1,62 Billionen EUR. Dies entspricht 12,8 % des Bruttoinlandsprodukts der EU.

Der Versuch des Finanzsektors, sich zu entschulden, habe zu einer Kreditklemme und zu Vertrauensverlust geführt, die wiederum in die Rezession gemündet seien. Die Zahl der notleidenden Kredite sei gestiegen. Dadurch erhöhten sich die Abschreibungen der Banken. Die staatlichen Einnahmen gingen hierdurch zurück, während die Staatsausgaben für Rettungsmaßnahmen stiegen.

Mit der Vergrößerung der Schere zwischen Einnahmen und Ausgaben stieg aber auch das Ausfallrisiko der Staatsanleihen, und das Vertrauen in die Solvenz der Märkte wurde weiter beschädigt. Einige Staaten waren mit der Rettung ihrer Banken überfordert. Durch deren Subventionierung zur Rettung der Banken erhöhte sich die Verschuldung der Staaten.

Als fundamentale wirtschaftliche Ursache der Schuldenkrise schloss der Referent auf die von Beginn an vorliegenden

Ordensbruder Dr. Heinz Gehle

Karl-Heinz Jung



nicht optimalen Bedingungen einer Währungsunion. Die erheblichen Unterschiede in der Leistungsfähigkeit der Staaten hätten vielmehr von Anfang an eine asymmetrische Auswirkung ökonomischer Schocks erwarten lassen. Zudem habe es an einer Mobilität der Erwerbstätigen gefehlt. Mobil war insoweit allenfalls das Kapital. Vor diesem Hintergrund sei die Eurozone sogar überraschend positiv angelaufen. Mit der Euroeinführung war zunächst eine nahezu vollständige Angleichung der Renditen aller europäischen Staatsanleihen über eine Laufzeit von acht Jahren zu beobachten.

Die zunächst eingetretene Konvergenz der Einkommen in Europa war jedoch nicht durch vergleichbare Produktivitätszuwächse gedeckt. Dieses im Verhältnis zur Produktivitätsentwicklung überproportionale Anwachsen der Löhne hatte im Zeitablauf ein Auseinanderdriften der Wettbewerbsfähigkeit der Eurostaaten zur Folge.

Von 1998 bis 2007 ergaben sich Leistungsbilanzüberschüsse nur noch in Deutschland, den Niederlanden, Österreich und Luxemburg. Ergebnis der zunächst scheinbar in die richtige Richtung laufenden Entwicklung war also, dass ein Teil der Eurostaaten seine internationale Wettbewerbsfähigkeit verloren hat, nun extrem von

konstanten Kapitalzuschüssen abhängig ist und ein hoch verschuldetes Bankensystem besitzt. Allerdings sind auch die Banken der Gläubigerstaaten inzwischen vom System abhängig geworden, weil sie sonst einen hohen Teil ihrer Forderungen abschreiben müssten. Insoweit werden auch die Banken der Gläubigerstaaten – indirekt – von EZB-Interventionen und anderen Hilfsmaßnahmen am Leben gehalten.

Die Bankenkrise und die fiskalische Krise sind demnach heute eng mit einer Wettbewerbskrise der Krisenstaaten verbunden. Ohne eine Wiederherstellung ihrer Wettbewerbsfähigkeit ist ein „Herauswachsen“ aus der Krise nicht möglich. Ein Ausschluss oder Austritt einzelner Staaten wäre gleichwohl ein Problem, weil sich hier ein Risiko von Ansteckungseffekten ergibt. Die Konstruktionsfehler der Währungsunion haben die heutigen Krisenstaaten extrem anfällig gemacht. So wurden ursprünglich private Risiken (der Kreditinstitute) zu Risiken des Steuerzahlers gemacht.

Zusammenfassend erklärte Dr. Mayert zur Ursache der derzeitigen Krise die Fehler bei der Konstruktion der Währungsunion, den zunehmenden Verlust der Wettbewerbsfähigkeit der Krisenstaaten, die zunehmende Verschuldung im Ban-

kensystem und deren extreme Abhängigkeit von kontinuierlichen Kapitalzuflüssen sowie den Vertrauensverlust auf Investorenseite mit der Folge einer tiefen Wirtschaftskrise.

Es ergibt sich nun die Notwendigkeit, zugleich eine Staatsschulden-, Banken- und Wirtschaftskrise zu lösen. Wird mit allen Mitgliedsstaaten an der Währungsunion festgehalten, sei die Krise aus ökonomischen Erwägungen nur gemeinschaftlich zu lösen, wobei eine Verpflichtung zu gemeinschaftlichem Handeln nicht zwangsläufig eine vollständige Vergemeinschaftung der Anpassungsbelastungen und der Abtragung von Schulden bedeuten muss. Eine Unterstützung sei aber so weit nötig, dass eine absehbare Überlastung der Einzelstaaten vermieden und die unbedingte Bereitschaft zu Nothilfe glaubwürdig angekündigt wird.

Eine durch fortwährende Erwartung von Überlastungen entstehende dauerhafte Unsicherheit in der Eurozone würde sonst zur Abschreckung von Investoren und auch zu unabsehbaren politischen Risiken führen, etwa dahingehend, dass die Krisenstaaten ein Entwicklungsraum für extremistische Parteien darstellen.

Im dritten Teil seiner Ausführungen widmete sich Dr. Mayert

Aufmerksame Zuhörer



Dr. Andreas Püttmann



dann den Weg aus der Krise. Er betonte noch einmal die Notwendigkeit der glaubwürdigen Ankündigung einer unbedingten Bereitschaft zur Nothilfe. Zur Wiederherstellung der Wettbewerbsfähigkeit müssten ferner die Reallöhne sinken. Die Regeln des Fiskalpaktes müssten verschärft werden. Da eine Austeritätspolitik inmitten einer Wirtschaftskrise die Rezession verschärfe, müssten diese Regeln jedoch zeitversetzt in Kraft gesetzt werden, allerdings bereits jetzt glaubwürdig angekündigt werden.

Der Referent forderte eine Bankunion mit gemeinsamer Aufsicht und Einlagensicherung, eine Finanzmarktregulierung, einen europäischen Mechanismus zur Rekapitalisierung oder Abwicklung angeschlagener Banken. Auch für die europäischen Institutionen seien verschärfte Regeln, wie eine jährliche Abschätzung der nationalen Haushalte und eine Beschlussfassung über Maßnahmen zur Koordinierung der Wirtschaftspolitik vonnöten.

Der Referent schlug ferner eine verstärkte Überwachung der nationalen Haushaltspolitik durch die Europäische Kommission vor. Das Früherkennungssystem von Risiken und Ungleichgewichten müsse verbessert werden. Langfristig laufen die vorgeschlagenen Maßnahmen – ebenso wie die

bereits erfolgten Schritte zu einer Stärkung der europäischen Governance – auf einen Ausbau der politischen Union hinaus.

Notwendig sei zudem langfristig ein Mechanismus, der zum Abbau der hohen Staatsschuldenstände im gesamten Euroraum führt. Fraglich sei, ob der Fiskalpakt allein dieses Ziel erreichen könne. Der Referent hielt hier durchaus auch den vom Deutschen Sachverständigenrat vorgeschlagenen Schuldentilgungsfonds oder eine mit strikten Konditionalitäten und der Errichtung einer europäischen Schuldenagentur verbundene Herausgabe von Eurobonds für sinnvoll. Gerade der letztgenannte Vorschlag bewirkte bei den Teilnehmern des Frühjahrskonventes eine intensive Diskussionsbereitschaft.

Gestärkt durch eine Kaffeepause, ging es dann gegen 16.30 Uhr mit einem Referenten aus den Reihen des Tempelritterordens, Dr. Andreas Püttmann, weiter. Er sprach zu uns zum Thema „Wer gibt uns Heimat in einer globalisierten Welt?“.

Der hervorragende Vortrag ist in diesem Heft gesondert abgedruckt.

Gegen 18 Uhr bestand die Gelegenheit, in der Nikolauskapelle neben Haus Schlesien die

Heilige Messe mit dem Ordensgeistlichen Pfarrer Josef Tenhumberg zu feiern.

Die kleine Kapelle ist bescheiden, aber stimmungsvoll. Unsere Abendandachten dort locken auch immer wieder neugierige Passanten aus dem Ort in die Kapelle, die dann an unserer Messe teilnehmen.

Nach einem anschließenden ausgiebigen Abendessen konnten wir erneut bis in die tiefen Abendstunden gemütlich beieinander sitzen.

Sonntag, 10.03.2013

Den dritten Konventtag eröffneten für uns die Ordensgeistlichen mit einer ökumenischen Andacht.

Im Anschluss daran fanden sich die Ordensbrüder zur Podiumsdiskussion über die gehörten Vorträge und zur Aussprache über die Planung des Generalkapitels 2014 ein. Unter dem Motto „50 Jahre Einsatz für ein einzig Christentum“ wollen wir vom 12. bis 14. September im Kloster Schöntal den Weg unserer Bruderschaft als fünf Jahrzehnte der Gemeinsamkeit auf dem Weg zur Ökumene darstellen.

Im Anschluss an die Diskussion bestand Gelegenheit zum Mittagessen.

Sodann mussten wir wieder voneinander Abschied nehmen und die Rückreise in unsere jeweiligen Heimatdestinationen antreten, wo ein jeder der Konventteilnehmer allerdings gestärkt in seine eigenen Aufgaben zurückkehrt und mit neuer Kraft im Sinne des Ordens in die Gesellschaft wirken kann.



Ordensbruder Adolf-Hermann Meyer



Spenden Sie bitte für „non nobis“

Unsere Ordensgemeinschaft hat sich vielfältigen Aufgaben des geistigen Geleitschutzes in einer schwierigen Zeit gestellt. Schutz des menschlichen Lebens; christliche Ökumene in einer zunehmend atheistischen Umwelt; die innere Einheit unseres Volkes; dies sind die zentralen Themen, die uns in Vortrags-Konventen, in unserem Schrifttum und im täglichen Leben bewegen und beschäftigen.

Sie werden mit zahlreichen Ergänzungsthemen vertieft und mit grundlegenden Erklärungen untermauert.

In den letzten Jahren konnte diese Ordenszeitschrift inhaltlich, technisch und finanziell mit Ihrer Hilfe gesichert werden.

„non nobis“ ist heute nicht nur ein informatives Bindeglied innerhalb des Ordens und seiner Freunde, sondern immer stärker weit darüber hinaus im In- und Ausland. Diese Leistungen werden von ehrenamtlichen Helfern erbracht. Trotzdem müssen nicht unerhebliche Kosten aufgebracht werden, z. B. für Satz-, Druck- und Versandkosten, Reisespesen für Gastredner u. a. m.

Wir bitten Sie deshalb herzlich, uns durch Ihre persönliche „non nobis“-Spende auch 2014 bei der Fortsetzung unserer Arbeit wirkungsvoll zu unterstützen.

Wir bitten Sie höflich, den beigefügten Überweisungsträger zu benutzen bzw. Ihre Spende zu leisten an:

ORDO MILITIAE CRUCIS TEMPLI
40477 Düsseldorf
Kto.-Nr. 943-509 (BLZ 370 100 50)
Postbank NL Köln

Herzlichen Dank für Ihre lebenswürdige Zuwendung!

Anzeige



AMS
oberflächen mit System!

- KTL- und Pulverbeschichtung
- Waschen, Beizen, Konservieren
- Wärmebehandlung
- Logistik

ams-group.de

74193 Schwaigern • Telefon 07138/941110

Was uns Heimat gibt in einer globalisierten Welt

Dr. Andreas Püttmann

1. Heimat zwischen Sympathie und ideologischem Soupçon

Zur Jahrtausendwende 1999/2000 legte das Allensbacher Institut für Demoskopie den Bundesbürgern insgesamt 160 Begriffe vor, die im vergangenen Jahrhundert eine besondere Bedeutung hatten. Die Befragten wurden gebeten, zu jedem Begriff zu sagen, ob er ihnen sympathisch oder unsympathisch ist.¹⁾ „Heimat“ wurde von 90 Prozent als „sympathisch“ empfunden, von nur 5 Prozent als „unsympathisch“. Interessant wäre ein internationaler Vergleich dieses Befundes – doch ist „Heimat“ nahezu ein begriffliches Unicum, jedenfalls sucht man im Englischen (home, native country), Französischen (lieu d'origine, pays natal), Spanischen (patria, tierra) und Italienischen (paese d'origine) vergeblich nach einem Wort mit dem gleichem Sinngehalt.

„Heimat“ hat ein besonders positives Image, obwohl der Begriff in die politisch-ideologischen Kontroversen des Kalten Krieges verwickelt war, und – schlimmer noch – Teil jenes Begriffsfeldes rund um Volk und Nation, welches die völkische Bewegung der Weimarer Zeit und später die nationalsozialistische Propaganda in Beschlag genommen und im Sinne martialischer „Blut-und-Boden“-Parolen pervertiert und diskreditiert hatten. Wohl

deshalb sagte der Liedermacher Wolf Biermann: „Eigentlich halte ich das Wort Heimat grundsätzlich für zwielichtig und verhurt.“²⁾ „Heimat“ war auch der erklärte Feind der Achtundsechziger und anderer progressiver Weltbürger. Ihre Heimat verorteten sie kalt funktional „da, wo die Rechnungen ankommen“; vergleichbar einer heutigen Definition von Familie als jedweder Gemeinschaft, die „gemeinsam einen Kühlschrank benutzt“. „Heimat“, höhnte der „Spiegel“, „das ist der Lindenbaum, unter dem Vater Staat und Mutter Natur einträchtig im Kreis ihrer Lieben beieinander sitzen und sich freuen, dass alles ist und bleibt, wie es immer war.“ Die „Heimatkunde“ als Lehrfach in der Grundschule wurde, zuerst in den sozialdemokratisch regierten Bundesländern, seit 1969 abgeschafft und das, was von seinem Stoff übrig blieb, dem Fach Sachkunde (oder, um auch den zweiten Wortteil auszumerzen: „Sachunterricht“) zugewiesen. Zu allem Überfluss verband sich mit dem Begriff „Neue Heimat“ auch noch einer der größten Skandale der Bundesrepublik: Ein Sumpf von Misswirtschaft und persönlicher Bereicherung führte in den 80er-Jahren zum Zusammenbruch der DGB-eigenen Wohnungsbaugesellschaft.

In der DDR wurde der Begriff Heimat ideologisch aufgela-

den, damit er, in polemischer Abgrenzung gegen einen „subjektiv-idealistischen“ oder „bürgerlich-imperialistischen“ Heimatbegriff, „als Mittler für ein frühzeitiges, bewusstes und emotionales Verhältnis zum sozialistischen Vaterland dient“.³⁾ Das „Kleine Politische Wörterbuch“ der DDR (1985) schärfte ein: „Heimatgefühl ist nicht mit Patriotismus gleichzusetzen oder zu verwechseln. Die demagogische Gleichsetzung bzw. Vertauschung der Begriffe dient innerhalb des bürgerlichen Nationalismus oft dazu, chauvinistische Gefühle zu wecken, die Klassenantagonismen in der bürgerlichen Gesellschaft zu verschleiern und die Ausgebeuteten in politisch-ideologischer Abhängigkeit von den Privateigentümern an den Produktionsmitteln zu halten. In der sozialistischen Gesellschaft werden die Heimatgefühle der Bürger in harmonische Verbindung mit dem wissenschaftlichen Geschichtsbild, dem sozialistischen Internationalismus und dem sozialistischen Staatsbewusstsein gebracht. Die Heimatgefühle verlieren dadurch ihre borniert-lokale Beschränktheit.“

2. Historisch-begriffliche Annäherungen

Wenn nicht „zwielichtig und verhurt“ – mehrdeutig ist der Begriff Heimat also allemal. Etymologisch war Heimat ursprünglich ein Neutrum: „hämatli“, und stammt von

1) Allensbacher Jahrbuch der Demoskopie 1998–2002 (Bd. 11), hrsg. von Elisabeth Noelle-Neumann und Renate Köcher, München 2002, 456.

2) Bei einem Auftritt in Potsdam, zitiert nach Heinsberger Nachrichten Nr. 60 vom 12. März 2007.

3) G. Lange: Das Wesen der Heimat aus der Sicht des Marxismus-Leninismus, in: Ethnographische Studien zur Lebensweise, in: Wiss. Zs. Der Humboldt-Universität zu Berlin, Gesellschafts- und Sprachwissenschaftliche Reihe XX, Berlin (Ost) 1971, 11–12.

germanisch haima, haimi, indogermanisch kei, „liegen“. Es war bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts ein nüchternes Wort, welches im juristischen und geografischen Sinne gebraucht wurde. Es wurde vornehmlich in Amtsstuben wie Polizei und Bürgermeisteramt von Hoheitsdienern und Notaren verwendet, wenn es um den Geburtsort, den Wohnort oder um das Herkunftsland ging, hier besonders im Erbrecht. Übernahm der älteste Sohn das Haus der Eltern, „blieb er auf der Heimat“. Handwerker, Gesellen, Dienstboten, Gelegenheitsarbeiter, aber auch Vagabunden sprachen Jahr für Jahr in der Dorfgemeinde vor, um sich einen „Heimatschein“ ausstellen zu lassen. Das „Heimatrecht“ kam Besitzbürgern nach zehn Jahren Aufenthalt im Ort zu und verpflichtete die Gemeinde, im Falle von Krankheit, Bedürftigkeit und im Alter für den „Beheimateten“ aufzukommen. Erst die wachsende Freizügigkeit der Niederlassung ließ die kleinräumigen Heimatrechte mit dem Staatsbürgerrecht verschmelzen. In der Suche des deutschen Bürgertums des 19. Jahrhunderts nach der nationalen Identität wurde Heimat mehr und mehr auf das Vaterland bezogen.

Um die Jahrhundertwende (1900) entstand die Heimatliteratur. 1904 wurde der „Bund Heimatschutz“ gegründet. Seine Betätigungsfelder laut Satzung: Denkmalpflege, Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, Erhaltung des vorhandenen Bestands, Schutz des Landschaftsbilds einschließlich der Ruinen, Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt und der geologischen Eigentümlichkeiten, Volkskunst auf

dem Gebiet der beweglichen Gegenstände, Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten. Auch im Gesang, etwa im Liedgut der Männergesangsvereine, wurde Heimat als einziger Ort des wirklichen Glücks nostalgisch beschworen, bis hin zu den Heimweh-Schlagern eines Freddy Quinn.

In den 1950er-Jahren und der ersten Hälfte der 1960er-Jahre wurden viele Heimatfilme produziert, die man oft der Trivialunterhaltung zurechnen muss. Das gilt nicht für den neuen Heimatfilm der 1970er-Jahre bis in die Gegenwart. Die 1984 bis 2004 entstandene Filmtrilogie „Heimat“ von Edgar Reitz vermittelte einem breiten Publikum ein differenzierteres Heimatbild und war ein sensationeller Erfolg. Der Autor erhielt 15.000 Briefe.

Der Wert von Heimat scheint in den letzten Jahrzehnten noch gestiegen zu sein. 56 Prozent der Deutschen geben an, dass Heimat „eher an Bedeutung gewonnen“ habe, nur für 25 Prozent ist sie bedeutungsloser geworden. Längst sind auch ehemalige Spötter umgeschwenkt und heimgekehrt. Heimat ist salonfähig. Die Anteilnahme an den Schicksalen der Opfer sogenannter „ethnischer Säuberungen“ im ehemaligen Jugoslawien oder grausamer Vertreibungen und Völkermorde in einigen afrikanischen Staaten dürfte dazu beigetragen haben, dass das Schicksal der deutschen Heimatvertriebenen weniger verdrängt wird als früher. Auch dass inzwischen 20 Prozent der Bevölkerung in Deutschland einen Migrationshintergrund haben, mag erklären, dass das Verständnis für die Probleme von Menschen wächst, die ihre

Heimat, aus welchen Gründen auch immer, verlassen haben.

In heutiger, eher psychologischer Betrachtung bezeichnet Heimat ein subjektives Empfinden, unabhängig von politisch-juristischen Definitionen. Sie besteht aus individuellen Einstellungen zu Ort, Gesellschaft und persönlicher Entwicklung des Einzelnen. Ihr Verlust wird als „Heimweh“ empfunden, ja, der Begriff Heimat führt seit der Romantik die Vorstellung des Verlusts und der Entfernung geradezu mit sich. Etwa in Joseph von Eichendorffs Gedicht „Heimweh“: „Was wisset ihr, dunkle Wipfel,/ Von der alten, schönen Zeit?/ Ach, die Heimat hinter den Gipfeln,/ Wie liegt sie von hier so weit!“

Andererseits ist es möglich, dass ein Mensch sich für eine Wahlheimat entscheidet. Heimat als Lebensweise ist gemeint, wenn ein exilierter deutscher Schriftsteller erklärt, seine Heimat sei die deutsche Sprache oder die deutsche Literatur. Heimat als Lebensweise kann auch das Bekenntnis eines Seefahrers bedeuten: „Meine Heimat ist das Meer“. Ciceros Bemerkung: „Patria est, ubicumque est bene“ (Kurzformel: Ubi bene, ibi patria) lässt sich übersetzen: „Vaterland ist, wo immer es mir gut geht.“ Wo ich sagen kann: „Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein“ (Goethe, Faust I). Oder mit Herbert Grönemeyer: „an verschiedene Ufer gespült/ zum gemeinsamen Gelingen verdammt/ Heimat ist kein Ort – Heimat ist ein Gefühl.“

Im überwiegenden Sprachgebrauch verweist Heimat auf eine Beziehung zwischen Menschen und Raum. Sie

kann eine Gegend oder Landschaft meinen, sich aber auch auf Dorf, Stadt, Land, Nation oder Vaterland beziehen. Heimat bezeichnet somit weniger einen konkreten Ort (Heimstätte), sondern eine Identifikation. Heimat entsteht aus der Gesamtheit der Lebensumstände, in denen ein Mensch aufwächst. Auf sie wird seine Psyche geprägt, ihnen ist er entwachsen und gewachsen. Heimat beruht insofern auf Erinnerung, inklusive einer „ins unterbewusste Gedächtnis eingebrannten Mischung aus Geschmack, Geruch, Geräuschen, der Duft von Bratwurst und Rotkohl auf dem Küchentisch, das grelle Gelächter der Möwen im Himmel, der Schrei der Bussarde, die hohen Wolken, die Luft, die nach salziger See riecht, nach Autoabgasen oder dem Morgennebel über herbstlichen Wiesen. Heimat ist Weißwurst und Weizenbier, der Dialekt der Kindheit, das Klopfen der Skatkarten auf dem Wirtshaustisch, die Lieblingsmusik der Eltern, das Gutenachtgebet, der Geruch von Lebkuchen und Weihnachtsbaum im Wohnzimmer und das Aroma der Sonntagsbrötchen“.⁴⁾

Als Gegenüber der Fremde wird Heimat aber auch im utopischen Sinne als der erst noch herzustellende Ort in einer Welt jenseits der Entfremdung verstanden. Ernst Bloch sprach vom „Umbau der Welt zur Heimat“⁵⁾, Bernhard Schlink in seinem Essay „Heimat als Utopie“ von Heimat als „Nicht-Ort“: ein Gefühl, eine Hoffnung, eine Sehnsucht, zu erleben vor allem im Exil. Dieser Gedanke sei schon lange vorgebildet in der christlichen

Vorstellung von der Erde, die dem Menschen, seit er das Paradies verlor, nur noch Exil sei.

3. Die christliche Sicht: Wertschätzung und Relativierung irdischer Heimat

In der Tat: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir“, stellt der Brief an die Hebräer fest (13, 14), und: „Unsere Heimat aber ist im Himmel“ der Brief an die Philipper (3, 20), womit alle irdischen Bindungen und Behausungen relativiert sind. In einem Kirchenlied heißt es: „Wir sind nur Gast auf Erden/ und wandern ohne Ruh/ mit mancherlei Beschwerden/ der ewigen Heimat zu.“

Trotzdem sagt das Evangelische Soziallexikon 1963 durchaus wertschätzend: „Die Heimat als der Ort unseres seelisch-geistigen wie körperlichen Lebens gehört zu den Gaben des Schöpfers, für die wir dankbar zu sein haben. Echte Heimatliebe ist dann kein Götzendienst, wenn sie aus der Dankbarkeit gegen Gottes Güte entsteht“; zwar sei es „Frevel, wenn dem Menschen seine Heimat geraubt und er in die Fremde verstoßen wird“; doch gehe der Mensch, „obgleich mit seiner Heimat zunächst verbunden und verwurzelt, doch nie so in ihr auf, dass er sein Wesen und Dasein verlieren müsste, wenn er aus ihr herausgenommen wird. Es gehört zur Freiheit des Menschen, dass er sich besser als jedes andere Lebewesen von seiner ursprünglichen Umwelt lösen und eine neue finden oder schaffen kann. So wenig Gott ein an Blut und Boden gebundener Gott ist, ebenso wenig ist es der Christenmensch“. Im Schicksal der

Heimatlosigkeit kann die Hand Gottes gesehen werden, „der in seiner Freiheit Menschen (Abraham) und Völker (Israel) aus ihrer Heimat gerufen hat und immer wieder rufen kann, um seinen Plan mit ihnen zum Ziel zu führen. Er kann eine neue Heimat schenken, wo und wie es ihm gefällt (...). Zugleich offenbart sich in diesem Schicksal aber auch die menschliche Sünde, denn das gegenwärtige Los der Heimatvertriebenen hängt damit zusammen, dass seit langem die Völker aneinander schuldig geworden sind durch übertriebenes Nationalbewusstsein, falsche Herrschaftsansprüche und die unselige Idee des geschlossenen Volksstaates, die in den komplizierten völkischen Verhältnissen Osteuropas zur Katastrophe führen musste. Was sich hier am einzelnen vollzieht, ist nicht die Folge persönlicher Schuld, sondern das stellvertretende Tragen einer Gesamtschuld, die über Generationen und Nationen hinwegreicht“. Man fühlt sich also an Friedrich Schiller erinnert: „Das ist der Fluch der bösen Tat, dass sie fortzeugend Böses muss gebären“ (Wallenstein).

Dann wird das Leidensproblem theologisch aufgelöst: „Als stellvertretendes Leiden kann dieses Los aber nur getragen werden, wenn es im Glauben an das Urbild des stellvertretenden Leidens, Jesus Christus, getragen wird. Nur aus der Einsicht in diese Zusammenhänge kann die Verbitterung überwunden werden, die zur Anklage gegen Gott und zum Hass gegen Menschen wie zur unstillbaren Racheforderung führt.“⁶⁾ Ich denke, damit ist Christen ein guter Weg ge-

4) Peter Sandmeyer: Was ist Heimat, in: Stern 51/2004.

5) Das Prinzip Hoffnung, 334.

6) Heinz Horst Schrey: Artikel „Heimat. 2. theologisch“, in: Evangelisches Soziallexikon. Im Auftrag des Deutschen Evangelischen Kirchentages herausgegeben von Friedrich Karrenberg, Stuttgart, 4., vollst. neu bearb. Aufl. 1963, 562f.

wiesen, die Schrecken und unwiederbringlichen Verluste der Vertreibung zu verarbeiten.

Doch diese historische Facette des Themas soll uns hier nicht weiter beschäftigen. Es geht um die heutigen Herausforderungen der Beheimatung durch die zivilisatorischen Veränderungen im Rahmen der Globalisierung, der Landflucht und Verstädterung, der Migration und erhöhten Mobilität sowie der Auflösung traditioneller Bindungen und Milieus im Rahmen der Individualisierung.

4. Globalisierung als „Entnationalisierung“ - und Bewusstmachung von Heimat

Unter Globalisierung versteht man den Prozess der zunehmenden internationalen Verflechtung in allen Bereichen (Wirtschaft, Politik, Kultur, Umwelt, Kommunikation etc.). Diese Intensivierung der globalen Beziehungen geschieht auf der Ebene von Individuen, Gesellschaften, Institutionen und Staaten. Als wesentliche Ursachen der Globalisierung gelten der technische Fortschritt, insbesondere in den Kommunikations- und Transporttechniken, sowie die politischen Entscheidungen zur Liberalisierung des Welthandels.

Geht nun „Heimat“ in der Globalisierung leichter verloren? Vordergründig betrachtet, ja, denn erstens hat die Zahl der Ortswechsel in beruflichen und damit oft auch privaten Biografien zugenommen, und zweitens verändert die verstärkte Migration ganzer Bevölkerungsteile in wohlhabendere Wirtschaftsräume die soziale und kulturell-geistige

Sphäre unserer Heimat. Die multikulturelle Gesellschaft, in welcher die traditionelle Kultur allenfalls noch „Leitkultur“ sein kann – der angefeindete Begriff hat also gar nicht unbedingt einen offensiven, sondern eher defensiven Charakter –, bricht den homogenen Charakter von „Heimat“ auf, mischt ihr Fremdes bei, was zwar interessant, spannend und bereichernd sein mag, aber den Einfluss des Vertrauten mindert.

Trotzdem komme es gerade im scharfen Wind der Globalisierung zu einer Art „Heimat-Hausse“, meinte Ralf Dahrendorf: „Während bestimmte wirtschaftliche Tätigkeiten immer weitere Räume zu ihrer Entfaltung brauchen, und dabei jede Bodenhaftung verlieren, suchen Menschen immer kleinere Räume, in denen sie sich zu Hause fühlen und ein Gefühl der Zugehörigkeit entwickeln können.“ Heimat wird zum warmen Gefühl in einer kalten Welt.

Globalisierung macht den Wert von „Heimat“ bewusst, wie die Trennung den Wert der Freundschaft: „Scheidest du von deinem Freunde, so gräme Dich nicht, denn was Du am meisten an ihm liebst, mag in seiner Abwesenheit klarer werden, so wie der Berg dem Wanderer von der Ebene aus klarer erscheint“ (Khalil Gibran: Der Prophet). Solange Heimat da ist, spürt man sie kaum. Wie gute Luft, die man atmet und für selbstverständlich hält. „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen“, schrieb Theodor Fontane. „In der Fremde hat ihn jeder schon erlebt, diesen plötzlichen Wärmestrom, wenn aus dem Radio in Singapur eine Bachkantate dringt oder jemand im amerikanischen Fernsehen Rilke zitiert. Deswegen ist Heimat auch umso schöner, desto weiter weg sie ist.“⁷⁾ Heinrich Böll befand in einer Rede zur Heimat: „Mit dem Quadrat der Entfernung wächst ihre Intensität“ (Heimat und keine).

Manche bezeichnen den oben beschriebenen Prozess auch als Entnationalisierung oder Denationalisierung, um den Macht- und Bedeutungsverlust des Nationalstaates im Zuge der Globalisierung zu beschreiben. Aber ist der Nationalstaat überhaupt die wichtigste Bezugsgröße für unser Heimatgefühl? Nur elf Prozent der Deutschen verbinden mit dem Begriff Heimat ihr Land. Obwohl „Deutschland“ beim Allensbacher Begriffs-Test auf 85 Prozent Sympathie kommt, nur 5 Punkte hinter „Heimat“. Doch für 89 Prozent werden Heimatgefühle ausgelöst von ihrer näheren Umgebung, von der Familie, dem Freundeskreis, dem geheizten Mansardenstübchen.

5. Heimat als zwischenmenschliche Größe: Verstehen und Verstandenwerden

Mich selbst sprang in jungen Jahren ein Sinnspruch auf einer Karte an, die ich sogleich mehrfach kaufte und in mein Zimmer hängte: „Heimat ist da, wo ich verstehe und verstanden werde“ (Karl Jaspers). An meiner Pinwand neben dem Schreibtisch hängt zwischen vielen Portraitfotos der Satz von Max Frisch: „Unsere Heimat ist der Mensch; ihm vor allem gehört unsere Treue.“ Nirgends fand ich ein über

7) Sandmeyer, a. a. O.

das Verstehen noch hinausgehendes Mitfühlen-Können eindrucksvoller in Worte gefasst als in Schillers Don Carlos: „wie entzückend und süß ist es, in einer schönen Seele/verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen/ dass unsere Freude fremde Wangen rötet,/ dass unsere Angst in fremden Busen zittert,/ dass unsere Leiden fremde Augen wässern – wie schön ist es und herrlich Hand in Hand“ (dritter Auftritt, König Philipp und Carlos).

Mit diesem Begriffsverständnis von Heimat als Verwurzelung im Herzen anderer Menschen wandelte ich, ohne es zu wissen, in der Spur unseres anderen Dichters von Weltruhm: Viel nüchterner als Schiller im Drama sagte Goethe am 3. November 1823 zu seinem getreuen Eckermann: „Alle diese vortrefflichen Menschen, zu denen Sie nun ein angenehmes Verhältnis haben, das ist es, was ich eine Heimat nenne, zu der man immer gerne wieder zurückkehrt.“ Ein konkretes Szenario in diesem Sinne beschreibt Rainer Kunze: „Heimat ist für mich überall dort, wo ein Mensch ist, zu dem ich kommen kann, ohne gefragt zu werden, weshalb ich da bin, der mir einen Tee anbietet, weil er weiß, dass ich Tee trinke, und wo ich bei dieser Tasse Tee schweigen darf.“

Eine Umfrage des Allensbacher Instituts ergab einen klaren Befund, was in den Deutschen in West und Ost hauptsächlich Heimatgefühle hervorruft: „Was würde Ihnen wohl am meisten fehlen, wenn Sie wegziehen müssten?“, fragten die Meinungsforscher. An der Spitze der zur Auswahl

gegebenen Antworten: „Mein Bekanntenkreis“ (77 Prozent); erst dann folgt eine räumliche Anhänglichkeit: „Mein jetziges Haus, meine jetzige Wohnung“ mit 64 Prozent; an dritter Stelle kommen wieder Menschen, nämlich „die Verwandten, die hier leben“ (60 Prozent), an vierter wieder ein Raum: „die ganze Landschaft hier“ (50 Prozent); auf dem fünften Platz landen, schön abwechselnd, wieder Menschen: „Nachbarn von mir“ (40 Prozent), und auf dem sechsten wieder ein Ort: „die Straße hier, der Ortsteil hier“ (32 Prozent), gefolgt von der „Grabstätte von Familienangehörigen“ (27 Prozent). Erst dann kommt, mit 19 Prozent: „Ich würde ungern in einen anderen Betrieb gehen“, dicht gefolgt von Sportkameraden (17 Prozent), Vereinskameraden (16 Prozent) sowie „unserer Kirche, unserer Kirchengemeinde, die Pfarrei“ (13 Prozent). „Nichts würde mir fehlen“, sagen nur 2 Prozent aller Befragten.⁸⁾

Menschen und Orte beziehungsweise Räume liefern sich in der Bestimmung unserer Anhänglichkeit, unseres Heimatgefühls also gleichsam ein Kopf-an-Kopf-Rennen um die vorderen Plätze, bei insgesamt doch deutlichem Vorsprung für die vertraut gewordenen Personen. Dabei rangiert der Bekanntenkreis vor der Verwandtschaft, obwohl es doch heißt: „Blut zieht“, oder: „Blut ist dicker als Wasser.“ Aber: Die Verwandtschaft kann man sich nicht aussuchen, und das erhöht die Wahrscheinlichkeit von Unverträglichkeiten; diese werden zudem oft bedrücken, der erfahren, weil man sich Verwandten über eine lange

Zeit seines Lebens schwieriger entziehen kann als einem in Ungnade gefallenem Freund. Verwandtschaften mögen so insgesamt weniger beglückend erscheinen als Wahlverwandtschaften. Vielleicht eine Illusion, denn in den schwersten existentiellen Krisen des Lebens halten auch viele Freundschaften ihrem idealistischen Anspruch nicht stand und entpuppen sich als Zweckgemeinschaften mit beschränkter Haftung.

Dennoch dürfte die verstärkte Mobilität von Menschen, welche die Verwandtschaft in der Regel weiter zerstreut als früher – von der mitziehenden Kernfamilie abgesehen – zu einem Bedeutungszuwachs der Freundschaften beigetragen haben. Auch wenn diese, weil selbst beruflicher Mobilität ausgesetzt, oft nur für Lebensabschnitte Beheimatung schenken. Selbst an die Stelle der Ehe ist ja heute in der Mehrzahl der Biografien eine wenn nicht deklarierte, so doch faktische „Lebensabschnittspartnerschaft“ getreten. Auch die Krise dieser engsten Verbindung zweier Menschen sowie die Verkleinerung der Familien und Schrumpfung der Verwandtschaften wertet die Bedeutung der Freundschaft auf. „Freundschaft – das war die Rettung. In dieser unbeständigen Welt war sie das einzige, was beständig war. Ich versichere: man kann vor Freundschaft genauso wie vor Liebe trunken sein“, las ich in meiner Jugend bei Jacques Lusseyran, dem blinden Resistance-Kämpfer. Für die Ernüchterung sorgte Goethes Werther: „Deine Freunde ehren dich! Du machst oft ihre

8) Allensbacher Jahrbuch, a. a. O., 155.

Freude, und deinem Herzen scheint es, als wenn es ohne sie nicht sein könnte; und doch – wenn du nun gingst, wenn du aus diesem Kreise schiedest? Würden sie, wie lange würden sie die Lücke fühlen, die dein Verlust in ihr Schicksal reißt? Wie lange? – O, so vergänglich ist der Mensch, dass er auch da, wo er seines Daseins eigentliche Gewissheit hat, da, wo er den einzigen wahren Eindruck seiner Gegenwart macht, in dem Andenken, in der Seele seiner Lieben, dass er auch da verlöschen, verschwinden muss, und das so bald!“

Heimat als Geborgenheit in menschlichen Beziehungen ist also ein ebenso vergänglicher Boden wie das „pays natal“ oder der „lieu d'origine“. Dies um so mehr, als bestimmte Tugenden personaler Beziehungspflege durch den Wertewandel in die Krise geraten sind. Dauerhaft können Eheleute, Partner, Freunde nicht zusammenbleiben, wenn Tugenden wie Treue und Loyalität, Einfühlungsvermögen und Rücksichtnahme, Selbstbeherrschung und Verzicht, Nachsicht und Versöhnlichkeit nicht anerzogen und verinnerlicht wurden.¹⁰⁾

6. Beheimatung im Lebensraum Arbeit und Beruf

Der Mensch wird zwar nicht erst durch die Arbeit Mensch, aber die Arbeit ist eine wesentliche Dimension seiner menschlichen Entfaltung – und damit auch seiner Beheimatung. Während das Tier den Ort seines Lebens (sein „Biotop“) weitgehend vorfindet, muss der Mensch ihn für sich selbst schaffen. Das erscheint ihm oft als Last. Er muss einer widerstrebenden Natur und Umwelt

die eigene Existenz abringen, Widerstände überwinden und manchmal seine ganze Kraft in die Waagschale werfen.⁹⁾

Aber gerade dadurch schafft der Mensch eine der wesentlichen Voraussetzungen für sein Glück. Jahrzehntelang trieb Elisabeth Noelle-Neumann die Frage nach dem Glück um; sie fand schließlich heraus, dass „Glück und Schwierigkeiten zusammengehören. (...) Der Gedanke war vollkommen ungewöhnlich. Sie finden in der ganzen Literatur, in philosophischen Abhandlungen nirgendwo diesen einfachen Gedanken: Nur auf Umwegen erreicht man das Glück. Was für ein Umweg ist das? Er führt über die Anstrengung, wirklich seine eigenen Kräfte zu gebrauchen, Schwierigkeiten nicht auszuweichen und dabei zu wachsen“. So erkennt mancher erst, wenn er arbeitslos wird, dass ihm eine wichtige Dimension seiner menschlichen Identität fehlt, die innere Zufriedenheit und Freude, die in manchen Berufen regelrecht Lust schenken kann. In allen Sprachen finden sich für die menschliche Arbeit zwei Bezeichnungen, wobei jeweils die eine mehr in Richtung Last, die andere in Richtung Lust weist. Im Deutschen sprechen wir von der mühsamen Arbeit und dem gelungenen Werk. Diese positive Dimension ist übrigens keine Alternative von vornherein, sondern kann sich aus der Last entwickeln. Ein Lebensmotto des bengalischen Dichters Rabindranath Tagore, das in meinem Arbeitszimmer hängt, besagt: „Ich schlief und träumte/ das Leben wäre Freude. Ich erwachte und sah/ das Leben war Pflicht. Ich han-

delte/ und siehe/ die Pflicht war Freude.“ Man kann statt „Freude“ hier ohne Weiteres „Heimat“ sagen.

Dies alles bedeutet nicht, dass Arbeit und Beruf nicht auch das Gegenteil „Entfremdung“ bedeuten könnten. Nicht alle Berufe sind so auszuüben, dass man darin leicht etwas von „Berufung“ empfinden lernt. Doch grundsätzlich können sogar – oberflächlich betrachtet – banale Tätigkeiten, wenn sie zum Beispiel gemeinsam oder mit Liebe oder Wohlwollen für andere getan werden, Identifikation bewirken. Manche Beheimatung im Beruf, besonders bei Alleinstehenden, ist so intensiv, dass sie mit Schrecken an ihre Pensionierung denken, sich an Ämter festklammern oder – wie einst meine 72-jährige Mathematiklehrerin, die nur noch aushilfsweise fünf Stunden unterrichtete – die endgültige Entfernung aus dem Dienst nicht überleben. Schon wenige Wochen nach dem erzwungenen Abschied der fidelen Rektorin „von altem Schrot und Korn“, erlitt sie einen tödlichen Herzinfarkt. Wir Schüler, die noch beim Direktor interveniert hatten, um Frau Treka zu behalten, hatten keinen Zweifel: Der Abschied aus ihrem geliebten Beruf hatte ihr das Herz gebrochen.

7. „Seelenheimat“ Glaube und Kirche

Die ersten Auswanderer nach Amerika wählten diesen Weg vor allem deshalb, weil sie entgegen der damals in ihrer Heimat herrschenden Unterdrückung der Religionsfreiheit ihren Glauben frei und ungehindert ausüben wollten. Bis heute sind in den Vereinigten

8) Allensbacher Jahrbuch, a. a. O., 155.

9) Vgl. Lothar Roos: Brückenmenschen – Heimat in der Fremde – Ein Integrationsmodell, in: Peter Klasvogt/Heinrich Pompey (Hg.): Liebe bewegt – und verändert die Welt, Paderborn 2008.

10) Im SWR-Interview am 18.12.2003.

Staaten die Kirchengemeinden das erste Auffangnetz der Einwanderer. Dort können sie oft in ihrer Muttersprache und in den gewohnten religiösen Formen ihrer ehemaligen Heimat miteinander Gottesdienst feiern und als Gemeinde zusammenleben. In Chicago zum Beispiel gibt es Gottesdienste in circa 20 Sprachen. Menschen, die von einer bestimmten liturgischen Praxis abgestoßen werden, bezeichnen sich manchmal als „religiös heimatlos“ oder suchen nach einer kultischen Nischenexistenz, wie etwa die Anhänger der alten lateinischen Messe, die ihre spirituelle Heimat über Jahrzehnte gegen den Kirchen-Mainstream verteidigten und von Papst Benedikt XVI. darin gerechtfertigt wurden.

Der Soziologe Gerhard Schmidchen, selbst Protestant, bezeichnete die katholische Kirche als „wahre Seelenheimat“ für den Gläubigen, als „eigentliche Gebetsstätte, wo er, von Markt und Familie und Geschäft ungestört, sich an Gott wenden kann, während jener Sinn, der am raschesten Erinnerungsbilder vorzaubert, der Geruchssinn, schon durch den Weihrauchduft an alle früheren frommen Erlebnisse dieser Stätte gemahnen hilft. Die Seinsordnung, der zuverlässig arbeitende Gnadenmechanismus, sein Heil abzustufen, die Entlastung durch die Beichte und das realistische Unsterblichkeitsdogma kennzeichnen ein Gebäude, in dem sich Menschen sehr zu Hause fühlen können, eine Welt zwar mit ein paar bedrohlichen unteren Stockwerken, aber doch eine Welt, aus der man nicht herausfallen kann.“¹¹⁾

Zwar ist die Kirchenbindung, nicht anders als die Mitgliedschaft und Identifikation mit anderen Institutionen, seit Jahrzehnten zurückgegangen. Doch im letzten Jahrzehnt bekundeten wieder mehr Deutsche, sie zögen „aus dem Glauben Trost und Kraft“ (2006: 42 Prozent, 1995: 35 Prozent)¹²⁾ – also in etwa das, was wir vorne dem emotionalen Bedeutungsgehalt von „Heimat“ zugesprochen haben. Laut dem „Trendmonitor Religiöse Kommunikation 2010“, für den Allensbach eine repräsentative Stichprobe der deutschen Katholiken befragte, ist die Gruppe der „gläubigen Kirchennahen“ in erheblich höherem Prozentsatz (45 Prozent) „sehr glücklich“ in ihrem Leben als die der „kritischen Kirchenverbundenen“ (37), „kirchlich distanzierten Christen“ (31), „Glaubensunsicheren“ (24) oder dezidiert Areligiösen (31).¹³⁾ Eine andere Frage lautet: „Kennen Sie das, dass einem das Leben oft so sinnlos vorkommt?“; „Kenne ich nicht“, bekunden 62 Prozent der „gläubigen Kirchennahen“, 38 Prozent der „Glaubensunsicheren“ und jeweils die Hälfte der anderen Gruppen.¹⁴⁾

8. Virtuelle Heimat? Der Lebensraum von Medien und Internet

Die heutige Jugend ist vielleicht die erste Generation, die von einem noch ganz anderen Lebensraum geprägt wird: von der medialen Wirklichkeit in Fernsehen und Internet. In ihr wird der Mensch zum Grenzgänger zwischen den Welten und Kulturen. Im Durchschnitt beschäftigen sich 14-jährige Hauptschüler fünf Stunden täglich mit elektronischen Me-

dien – Mädchen weniger als Jungen – mit den bekannten, wenn auch umstrittenen Folgen für die schulischen Leistungen.¹⁵⁾ Das Gespräch mit den Eltern oder gemeinschaftliche soziale Situationen wie das Spiel mit Nachbarskindern, drinnen oder draußen, verloren an Einfluss und rangieren quantitativ weit hinter den Lebenswelten Medien und Schule.

Aus „Daily Soaps“ und Nachmittagstalkshows beziehen Jugendliche nach empirischen Studien „Lehrweisheiten für das Leben“ und „soziale Spielregeln“ für ein angemessenes Rollenverhalten.¹⁶⁾ Die soziale Beziehungswirklichkeit, die hier gezeichnet wird, ist aber überwiegend trostlos und ermutigt nicht gerade zu einem Zusammenleben in Vertrauen und Treue: „Die Beziehungen, in die die Soap-Figuren verstrickt sind, sind voller Risiko. Der Ehemann entpuppt sich als Betrüger, die Lebensgefährtin als HIV-positiv, die eigene Mutter als Intrigantin. In den Soaps agieren Menschen ohne Bindungen an Herkunft, Tradition und Umfeld. In den verschachtelten Handlungssträngen werden Partner beliebig ausgetauscht und gewechselt, Familienbande tragen kaum. Wenn die Orientierung an Tradition und vorgegebene Bindungen verloren gehen, bleiben nur selbstreflexive Entscheidungen, die der Einzelne in den Soaps in endlosen Talks austragen muss. ‚Es wird viel passieren!‘ hieß das Marinhof-Motto. In der Tat, die geballte Macht des Schicksals stürzt in den Soaps regelmäßig auf die Serienhelden ein. Es entstehen geradezu unglaub-

11) Gerhard Schmidchen: Protestanten und Katholiken. Soziologische Analyse konfessioneller Kultur, Bern, 2. Aufl. 1979, 455.

12) Renate Köcher: Die neue Anziehungskraft der Religion. Wachsendes Interesse an Glaube und Kirche, in: FAZ vom 12.4.2006, 5.

13) MDG-Trendmonitor Religiöse Kommunikation 2010, Bd. 1, München 2010, S. 50.

14) Ebd., S. 51.

15) Nach der „knowledge-gap“-Theorie macht das Fernsehen „die Klugen klüger und die Dummen dümmer“.

16) Udo Göttlich u. a. (Hg.): Daily Soaps und Daily Talks im Alltag von Jugendlichen (Schriftenreihe Medienforschung der Landesanstalt für Rundfunk, 38), 2001.

liche Biographien. In einem Fernsehjahr hatte so eine Figur aus dem „Marienhof“ eine Fehlgeburt, eine Krebsoperation, einen Mordanschlag und eine Scheidung hinter sich zu bringen.“¹⁷⁾ Dass in den Köpfen der Zuschauer reales Leben und Medienwirklichkeit, Fiktion und Realität verschwimmen, zeigen spektakuläre Nachahmungstaten, welche die Gesellschaft gelegentlich aufschrecken. Weniger spektakulär: Kinder beginnen, Kühe lila zu malen, die Zahl der Ärzte wird weit überschätzt, und auch die Angst, Opfer eines Gewaltverbrechens zu werden, steigt mit der Dauer des Fernsehkonsums.

Auch im Internet tut sich eine Art neue Heimat auf, in Chatrooms findet man Freunde, Leidensgenossen, Partner oder gar eine zweite eigene Identität: ein „second life“. Ob der andere im Netz wirklich der ist, als der er sich beim „chat“ ausgibt, weiß man nicht. Im Netz kann ich unbehelligt von Ansprüchen innerer oder äußerer Instanzen meine im realen Leben festgezimmerte Identität umstoßen, spielerisch aufheben, ergänzen, austauschen und der sein, der ich sein will (...). Hier gibt es keine kritische Instanz und kein konkretes Gegenüber, das mich dazu zwingen könnte, jene Anteile von mir, die mir oder meiner Umgebung inakzeptabel erscheinen, wahrzunehmen und anzuerkennen. Das Du ist eine reine Funktion, auf die Beiläufigkeit reduziert, mit der ich es im Netz antreffe. Ein Mausklick, eine Bewegung der Fingerspitzen genügt, und es verschwindet, ohne die geringste Spur zu hinterlassen. Keine

Erinnerung an Gesichtsausdruck, körperliche Begegnung, Rituale von Begrüßung und Abschied. Mein digitales Du ist nur ein möglicher Kontakt in einer Reihe vieler möglicher Kontakte, die ich alle beliebig und in schneller Folge nach meinen individuellen, man könnte auch sagen, egoistischen Bedürfnissen aufrufen kann. Ich brauche den anderen nicht! Es gibt nämlich im Netz Überfluss, Überangebot, Überversorgung. Wolfgang Bergmann äußert in seinem Buch „Abschied vom Gewissen. Die Seele in der digitalen Welt“¹⁸⁾ die Befürchtung: „Entfällt die prinzipielle Unversöhnbarkeit von narzisstischem Anspruch und Erlebnisrealität, dann kann die Folge nur eine Schwächung der Gewissensinstanz sein. Das Gewissen mit seiner Mahnung ans Soziale, an Mitgefühl und Rücksicht, mit seinen Gehorsamsforderungen, mit seinen strengen Vorschriften, die es dem Ich aufbürden will, wird leiser. Was bedeutet Verantwortung, wenn, wie in den Chats, gar kein stabiles und erkennbares Gegenüber da ist?“ Und wie viel dauerhafte, identitätsstiftende Heimat wird in der investierten Zeit gewonnen?

9. Heimat – eine notwendige Relativierung, ein geistig-moralischer Ort

Auch in Hermann Hesses berühmtem Gedicht „Stufen“ ist von Heimat die Rede – doch, nach all den Zeugnissen höchster, ja schwärmerischer Huldigung, zu unserer Überraschung in einem durchaus kritischen Sinn:

Wie jede Blüte welkt
und jede Jugend

dem Alter weicht,
blüht jede Lebensstufe,
blüht jede Weisheit
auch und jede Tugend
zu ihrer Zeit und
darf nicht ewig dauern.
Es muss das Herz
bei jedem Lebensrufe
bereit zum Abschied
sein und Neubeginne,
um sich in Tapferkeit
und ohne Trauern
in and're, neue Bindungen
zu geben.
Und jedem Anfang wohnt
ein Zauber inne,
der uns beschützt und der
uns hilft zu leben.
Wir sollen heiter Raum
um Raum durchschreiten,
an keinem wie an einer
Heimat hängen,
der Weltgeist will nicht
fesseln uns und engen,
er will uns Stuf' um Stufe
heben, weiten! (...)

Hier erscheint Heimat plötzlich als Hemmschuh, der uns daran hindert, „heiter Raum um Raum zu durchschreiten“ und uns dabei „weiten“ zu lassen durch den „Weltgeist“ – ein metaphysisches Prinzip und Zentralbegriff der spekulativen Philosophie Hegels, der einen nicht näher bestimmbar „Endzweck“ in der Weltgeschichte bezeichnet. Wir müssen uns nicht auf dieser Nebenspur verlieren, um Hesses Gedicht zu interpretieren. Das „Heben“ und „Weiten“ bedeutet, dass der Mensch sich „transzendieren“, seine Grenzen überschreiten, sich entfalten soll.

Diese Idee korrespondiert mit der christlichen Anthropologie, wonach der Mensch ein transzendentes Wesen im dreifachen Sinne ist: biologisch als

17) Elisabeth Hurth: Fehlgeburt, Krebsoperation, Scheidung. Jede Menge Schicksal – die Welt der Daily Soaps, in: Zeitzeichen 3/2001 (2. Jg.), 50f.

18) Asendorf 2000. Der Autor ist Psychologe, Kindertherapeut und Chefredakteur der Deutschen Lehrer-Zeitung. Im folgenden Abschnitt wird sein Gedankengang durch redigierte Textzitate wiedergegeben.

„animal rationale“, welches die Naturgesetze erkennt und überlistet; sodann als sittliches Wesen, welches die Natur ins Verhältnis setzt zum Guten, Wahren und Schönen, und drittens religiös, indem es die Gottesfrage stellt, sich in Beziehung zu Gott setzt, als „Ebenbild“ des Schöpfers die eigene besondere Würde entdeckt.

In diesem Prozess der Welt- und Selbsterkenntnis findet der Mensch einen geistigen und moralischen Standort, eine Gewissheit seiner selbst, die durchaus auch als eine Art „Heimat“ verstanden werden kann. Nämlich im Sinne der schon zitierten Definition von Heimat des Menschen als einer „Zusammenfassung dessen, was in ihm ist, für ihn Wert bedeutet und Wert hat“¹⁹⁾. Heimat ist dann eine Art Verinnerlichung, ein seelischer Zustand, ein In-sich-ruhen-Können, jenseits von Ort und Raum und sogar jenseits unserer menschlichen Beziehungen. Dies ist nicht zu verwechseln mit sozialem Rückzug, sondern beschreibt eine innere Unabhängigkeit, einen Selbststand, der uns hilft, standzuhalten verschiedensten Konformitätszwängen und aller Entfremdung, die aus uns etwas anderes machen will, als es unserer Überzeugung vom Guten, Wahren und Schönen entspricht. Solche innere Unabhängigkeit braucht zwar auch Phasen der Zurückgezogenheit und Reflexion, sie kann aber sozial höchst wirksam werden, befähigt sie doch zum Schwimmen gegen den Strom und zu historischen Führungsaufgaben in Zeiten der Krise und kollektiven Verirrung.

Denken wir etwa an die Einsamkeit der Verschwörer vom 20. Juli 1944. Sie liebten ihr Vaterland, sie liebten ihre Familien und doch waren sie noch stärker beheimatet in Wert- und Moralüberzeugungen, die es ihnen unmöglich machten, anders zu handeln als auf dieses höchste eigene Risiko. Sie folgten einer heute oft vergessenen oder verdrängten moralischen Gewissheit, die Schiller in der „Braut von Messina“ ausspricht: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht, der Übel größtes aber ist die Schuld.“ Ein Zeugnis davon gab auch Hans Scholl: „Es lebe die Freiheit“, rief der 25-jährige Münchner Medizinstudent vor seiner Hinrichtung. Starke, tiefe Wurzeln muss diese Freiheitsliebe geschlagen haben, geistige Heimat geworden sein, für die man sogar sein Leben riskiert. Vielleicht weil man aus dieser Heimat nie vertrieben werden kann, auch nicht durch den Tod.

10. Schlussbetrachtung: Heimat suchen – Heimat schenken

Auf unsere Eingangsfrage: „Was gibt uns Heimat in einer globalisierten Welt“ gibt es also viele Antworten.

• Heimat kann Erinnerung an die Stätten unserer Kindheit bedeuten – das Elternhaus, das Dorf oder Stadtviertel; Heimat beschreibt aber auch eine Region: als Landschaft, mit typischen Dialekten, Sitten, Gebräuchen und einem bestimmten „Menschenschlag“; die Globalisierung hat diesen Regionalismus nicht geschwächt, als „Gegengewicht“ des Überschaubaren zum Unüberschaubaren erweist er

sich als vital. Die Deutschen werden sich immer als Rheinländer und Westfalen, „Eichsfelder“ und Sachsen, Hanseaten und Rügauer, Badener, Alamannen und Schwaben, Franken und Bayern fühlen und auch in dritter Generation noch als „Siebenbürgersachsen“ oder „Deutschbalten“. Die Weimarer Reichsverfassung vom 11.8.1919 bringt es auf den Punkt, indem sie mit den Worten beginnt: „Das deutsche Volk, einig in seinen Stämmen.“ Selbst die Europäische Union stellt sich nicht nur als ein Bund von Staaten dar, sondern anerkennt und fördert die Rolle von Regionen in grenzüberschreitender Zusammenarbeit.

• Die Nationalstaaten wiederum vermögen trotz ihrer durch die Globalisierung verringerten rechtlichen und faktischen Kompetenzen immer noch reichlich Heimatgefühl als Patriotismus zu wecken, wie uns in Deutschland Fahnenmeere bei Fußballweltmeisterschaften vor Augen führten. Doch bei uns gelten vor allem gemeinsame Sprache und Kulturleistungen als Identifikationsmerkmal; Deutschland war schon immer mehr „Kulturnation“ als Staatsnation („État-nation“). Unsere schwierige politische Geschichte eignet sich ja auch nicht uneingeschränkt als Fundament nationalen Stolzes. Zwar hat sich der Prozentsatz derer, die beim Anblick der Schwarz-Rot-Goldenen Bundesflagge Freude empfinden, seit 1951 nahezu verdreifacht auf beinahe 70 Prozent; doch im Falle eines Krieges würde, ganz anders als in Frankreich oder Großbritannien, eine

19) Brepohl, a. a. O. Ein Beispiel für ein moralisches Verständnis von Heimat liefert auch Sir Peter Ustinov: „Die einzige Heimat, die für mich zählt, ist das zivilisierte Benehmen.“

Mehrheit der Deutschen „von der Fahne gehen“: Nur 33 Prozent wären bereit, für ihr Land zu kämpfen, 43 Prozent ausdrücklich nicht (GB: 60 zu 28 Prozent).²⁰⁾ Und dass man „Nationalbewusstsein“ haben sollte, meinen 82 Prozent der über 60-Jährigen, aber nur 40 Prozent der 16- bis 29-Jährigen.²¹⁾ Schon jeder fünfte junge Deutsche fühlt sich mehr als Europäer (20 Prozent) oder „Weltbürger“ (19 Prozent) denn als Deutscher (65 Prozent).²²⁾ Hier mögen Europäisierung und Globalisierung also das Bewusstsein der Jüngeren schon ein wenig verändert haben.

- Was Menschen heute als Heimat empfinden, erweist sich in der empirischen Analyse mehr als sozialer „Beziehungswert“ in Familie und Freundschaft, am Arbeitsplatz, in Verein und Pfarrgemeinde. Diese menschlichen Bindungen entwickeln sich natürlich auch in Ort und Raum, sodass die ersten zwei Grunddimensionen von Heimat nicht voneinander trennbar sind. „Beziehungsheimaten“ sind zudem auch instabiler geworden; doch verweist seine Sozialnatur den Menschen in seiner Suche nach Geborgenheit immer noch stärker auf das „Du“ als auf den noch so vertrauten Ort.

- Die dritte Dimension einer geistig-moralischen oder religiös-transzendenten Beheimatung wird sich wohl immer nur einer Minderheit von Menschen als wichtigste Bezugsgröße erschließen. Sie ist eben auch an Begabungen gebunden, die keine Verallgemeinerung zulassen. Der passionierte Intellektuelle oder der tief

fromme Gläubige haben hier einfach einen anderen Zugang als der „Praktiker“ oder der „religiös Unmusikalische“. Allerdings können beide Typen, der sinnlich Weltzugewandte und der „Vergeistigte“, auch in ein- und derselben Person koexistieren, wie es Goethe in den berühmten Faust-Versen bezeugt:

„Zwei Seelen wohnen, ach!
in meiner Brust,
Die eine will sich von der
andern trennen;
Die eine hält,
in derber Liebeslust,
Sich an die Welt mit
klammernden Organen;
Die andere hebt gewaltsam
sich vom Dust
Zu den Gefilden hoher Ahnen.“

Unsere Sehnsucht und Suche nach Heimat lassen sich durchaus auch als Versuch verstehen, sich an die Welt – oder ein Stück Welt – zu klammern, an etwas Eigenes, Festes, zumindest im Reich der Erinnerung, aus dem wir nicht vertrieben werden können. Hermann Hesse will uns ermutigen, uns nicht festzuklammern, vielmehr „lassen“ zu können, unser Leben mehr wie eine Wanderschaft zu betrachten. Das schließt ein wohlverstandenes Heimatgefühl nicht aus, wohl aber eine übertriebene Anhänglichkeit. Sie ist genauer besehen ein Stück Realitätsverweigerung der *Conditio Humana*, der menschlichen Vergänglichkeit überhaupt: „Bedenke, o Mensch, dass du Staub bist und wieder zum Staub zurückkehrst“, heißt es in der Aschermittwochsliturgie. Alle unsere Zelte hier auf Erden werden eines Tages abgebrochen und: „Alles im Le-

ben gibt sich die Hand nur für kurze Zeit“ (Friedrich Hebbel).

Das heißt nicht, dass nichts bliebe oder unsterblich wäre. „Das einzige, was bleibt, ist die Liebe, die wir empfangen und geben konnten“, stand auf einer Spruchkarte, die mich als Jugendlicher ansprang und an die Wand geheftet wurde. Und jeder von uns, der einen geliebten Menschen verloren hat, wird sich gern durch das Wort von Gertrud von Le Fort trösten lassen: „Liebe kann nicht sterben. Sie findet immer wieder einen Weg, dem Tode zu entrinnen.“

Wenn wir also nicht über das Genie eines Michelangelo oder Mozart verfügen, deren Kunstwerke man noch in Jahrhunderten bestaunen wird, und wir dennoch „etwas Bleibendes“ schaffen wollen, dann wissen wir, was wir zu tun haben. In den Kontext unseres Themas übersetzt: Nicht nur uns selbst Heimat suchen, sondern anderen Beheimatung vermitteln und durch unsere Geborgenheit schenkende Liebe vielleicht selbst eine Heimat werden. Dann werden wir vielleicht spüren: Die Menschen, denen wir eine Stütze sind, die geben uns den Halt im Leben. Heimat ist dann ein Geschenk, das zu uns zurückkommt, je großzügiger wir es geben. ■

Kurzmeldungen

So glaubt unsere Welt

Christen	31,5 %
Moslems	23,2 %
Hindus	15,0 %
Buddhisten	7,1 %
Sonstige	6,9 %
Religionslose/Atheisten	16,3 %

(Quelle: *Düsseldorfer Express* – 1. März 2013)

20) Allensbacher Jahrbuch, 1998–2002, 530.

21) Ebd., 529 (2001).

22) Ebd., 538f. (1999).

Bericht vom Generalkapitel 2013 in Volkenroda

Obr. Hans-Joachim Baumbach

Mit dem Generalkapitel im Jahr 2013 ist der Tempelherrenorden nach seinen vorangegangenen Kapiteln in Erfurt und in Quedlinburg erneut in Mitteldeutschland zu Gast gewesen. Nach Erkundungen und auf Empfehlung unseres Ordensbruders Prof. Dr. Martin Ulrich Reißland fiel die Wahl des Veranstaltungsortes auf das Kloster Volkenroda in Thüringen.

Auch 20 Jahre nach Wiederherstellung der Einheit zwischen der Bundesrepublik und dem Beitrittsgebiet ist es dem Orden leider nicht gelungen, neue Komtureien in den fünf neuen Ländern ins Leben zu rufen. Die dort über Jahrzehnte geübte staatlich verordnete Entchristlichung wirkt insoweit lange nach.

Begibt man sich vor Ort, lassen sich aber dann doch Anzeichen dafür erkennen, dass Menschen auf der Suche sind und das unter der sozialistischen Ägide verschüttete Glaubensgut wieder heben wollen.

So hat das vermutlich kleinste Organisationsteam für ein Generalkapitel in der Geschich-

te des Ordens, bestehend aus Ordensbruder Reißland und seiner sehr engagierten Ehefrau Jutta, mit Unterstützung des Kanzlers und Vizekanzlers eine Jahrestagung bereitet, die in vielerlei Hinsicht einen besonderen Geist ausstrahlte. Die Grundlage hierfür bot schon der Tagungsort selbst: Die weitläufige Klosteranlage der dortigen Jesus-Bruderschaft versetzte manchen in eine nahezu spirituell andächtige Stimmung, anderen Teilnehmern gab sie nach der Anreise aus dem stressigen Alltag ein Gefühl der Ruhe und Ausgeglichenheit.

Freitag, 20.09.2013

Für die Mitglieder der Ordensregierung und des Ordensrates beginnt jedes Generalkapitel zunächst arbeitsreich: So wurde auch hier zuerst die gemeinsame Sitzung von Ordensrat und Ordensregierung abgehalten, in der die Ordensversammlung vorbereitet wird. Den Bericht der Ordensregierung erstattete der Kanzler Obr. Ernst Dauth. Er nahm eine Rückschau auf den Frühjahrskonvent im Haus Schlesien vor und lobte die dort vorgestellte Festschrift „20 Jahre

Frühjahrskonvent – Geistiger Geleitschutz“, die beim Prior und beim Schatzmeister erworben werden kann.

Mit Blick auf das anstehende besondere Jubiläum des Deutschen Priorats, das nach seiner Wiedergründung nach dem Zweiten Weltkrieg im kommenden Jahr sein 50. Bestehen feiert, wurde zu verstärkten Aktivitäten aufgerufen.

Hingewiesen wurde auch auf den anstehenden Frühjahrskonvent im Jahr 2014.

Die einzelnen Themen des Rechenschaftsberichts und des hieran anschließendes Berichts des Schatzmeisters gaben Anlass zu ausgiebigem Austausch der Ordensbrüder.

Schon nach 2½ Stunden musste die Sitzung beendet werden, damit sich die Teilnehmer zur Abfahrt zum Empfang des Ortsbürgermeisters bereitmachen konnten. Mit dem Bus fuhren wir zum Rathaus in Körner, wo Ortsbürgermeister Matthias Niebuhr die inzwischen eingetroffenen Teilnehmer des Generalkapitels zu einem Sektempfang begrüßte.

Festabend



Blumen für die Gastgeberin Jutta Reißland



Herr Niebuhr stellte den Teilnehmern den Ort Körner, einen Teil der Verwaltungsgemeinschaft Schlotheim/Thüringen und seine Geschichte vor. Die Gemarkung Körner wurde bereits um 5000 vor Christus besiedelt, wobei erste urkundliche Erwähnungen für Körner 802 und für Volkenroda 1074 nach Christus feststellbar sind. Die fruchtbaren Böden der Region haben schon seit langer Zeit Ackerbau ermöglicht und die Menschen zum Aufbau landwirtschaftlich geprägter Siedlungen veranlasst.

Mit Herrn Niebuhr verfügt die Gemeinde über einen noch sehr jungen Bürgermeister, der voller Elan daran arbeiten möchte, ein interessantes Dorfleben zu erhalten und weiterzuentwickeln.

Nach einem kurzen Dank des Priors eilten die Teilnehmer schon wieder zum Bus, die wir um 18 Uhr zur Teilnahme an der Abendandacht der Kommunität der Jesus-Bruderschaft im Kloster eingeladen waren. Im Ordensmantel zogen wir in die romanische Klosterkirche Volkenroda ein.

Die stimmungsvolle Abendandacht schaffte nun auch für die letzten Teilnehmer des Generalkapitels, die erst in den Abendstunden anreisen konnten, Gelegenheit, sich vom eigenen hektischen Alltag zu verabschieden und in die ruhi-

ge Stimmung unseres gemeinsamen Wochenendes einzutauchen.

Im Anschluss an die Andacht konnte dann im „Langen Gang“ des Klosters der Begrüßungsabend gefeiert werden, bei dem sich die Ordensbrüder und ihre Damen sowie alle teilnehmenden Gäste einander oft nach langer Zeit wiedertreffen, gewachsene Freundschaften pflegen, erneuern oder gar neue Verbindungen schließen.

Noch lange nach dem Verzehr des rustikalen, aber üppigen Thüringer Buffets saßen wir in guter Stimmung beieinander.

Samstag, 21.09.2013

Der Haupttag eines Generalkapitels ist traditionell der Samstag mit der Ordensversammlung und der Rezeptionsfeier.

Während die Damen und Gäste unter Leitung von Jutta Reißland zum Gästeprogramm nach Mühlhausen fuhren, nahm die Ordensversammlung im Kapitelsaal des Klosters ihre Arbeit auf.

Der Prior eröffnete die Ordensversammlung, begrüßte die Ordensbrüder und den Rezipienten und bat die Anwesenden um eine Gedenkminute für die verstorbenen Ordensbrüder, die seit dem letzten Generalkapitel in Lüneburg von uns gegangen waren.

Nach dem Eingangsgebet begrüßte dann auch der Initiator für den Standort des Generalkapitels Ordensbruder Prof. Dr. Martin Ulrich Reißland die Gäste. Als gebürtiger Erfurter führte er in die historische Entwicklung und heutige Bedeutung der Region ein und betonte noch einmal das herzliche Interesse, das ihm bereits in der Vorbereitung an unserer Gemeinschaft entgegengebracht worden sei.

Prior und Kanzler bedankten sich nochmals nachdrücklich für die Vorbereitungen des Generalkapitels durch Ulrich und Jutta Reißland und wünschten beiden viel Erfolg bei der Entwicklung der Keimzelle, die mit dem Generalkapitel in Thüringen gelegt werden soll.

Im Anschluss erstattete der Kanzler den Bericht der Ordensregierung, wobei die Aussprache begleitend zu den einzelnen Unterpunkten durchgeführt wurde.

Nach dem Bericht der Ordensregierung wurde sodann die Ehrung langjähriger Ordensmitglieder durch Auszeichnung mit der Ehrennadel vorgenommen. Hier erhielten drei Ordensbrüder die Ehrennadel in Bronze, ebenfalls drei in Silber und sogar vier das Ehrenzeichen in Gold.

Nach dem Bericht des Schatzmeisters, der von den Kassen-

Anerkennung für den Kanzler



Musikalische Begleitung zur Gala



prüfen testiert wurde, wurde der Schatzmeister einstimmig entlastet.

Zur Freude der versammelten Ordensbrüder zeigte sich der verdiente Schatzmeister Ferdinand Engeln bereit, auch ein weiteres Mal für dieses wichtige Amt zur Verfügung zu stehen, dessen Wahlperiode im Generalkapitel abgelaufen war. Auf Vorschlag des Priors wurde Obr. Ferdinand Engeln einstimmig erneut zum Schatzmeister des Ordens gewählt.

Im Anschluss an die allseitigen Gratulationen berichteten die Funktionsträger des Ordens aus ihrer Arbeit.

Gemeinsam verabschiedete die Ordensversammlung einen von Obr. Dr. Heinz Gehle vorgelegten Friedensruf aus Volkenroda.

Die wenige noch verbliebene Zeit der Generalversammlung diente der weiteren Aussprache und der Diskussion eines Beschlusspapiers aus Anlass des Jubiläums der Reformation, das Obr. Prof. Dr. Grieser vorbereitet hat.

Nach dem Tagesordnungspunkt Verschiedenes endete die Versammlung um 12.30 Uhr mit dem Schlussgebet.

So blieb den Teilnehmern nur wenig Zeit, sich auf das Mit-

tagessen in den Speiseräumen des Refektoriums des Klosters im Amtshof vorzubereiten. Gestärkt von einem kräftigen Eintopf, konnten sodann die Vorbereitungen des Gottesdienstes mit Rezeptionsfeier begonnen werden.

Schon früh fanden sich die Funktionsträger mit dem Ceremoniar im Christuspavillon ein. Das Kloster Volkenroda verfügt nicht nur über seine historische Klosterkirche, sondern hat auf seinem weiträumigen Gelände auch Raum für eine Nachnutzung des zur Expo 2000 in Hannover gebauten Christuspavillons geschaffen. Hier nun sollte die glanzvolle Rezeptionsfeier stattfinden.

Sogar der Mitteldeutsche Rundfunk war zur Rezeption angereist, interviewte den Prior und drehte einen Fernsehbericht für die Regionalberichterstattung des Mitteldeutschen Rundfunks im Thüringen-Journal.

Der sehr moderne Christuspavillon, zeitweilig auch als Kirche des 21. Jahrhunderts bezeichnet, stellte dabei auch einen erstaunlich guten Klangraum für einen Posaunenchor dar, der den Gottesdienst musikalisch begleitete.

Die Ansprache des Priors zur Rezeption drucken wir in diesem Heft gesondert ab.

Im Anschluss an den Festgottesdienst galt es für alle Teilnehmer zunächst, sich in ihre Abendroben zu kleiden, damit um 18.30 Uhr gemeinsam zum Galaabend im historischen Haus Nottertal in Körner aufgebrochen werden konnte. Nach den Anstrengungen des Tages und vielen intensiven Gesprächen, die in brüderlicher Haltung geführt wurden, zeigten sich alle Teilnehmer nun gelöst und beflügelt. Das glanzvolle Fest hatte viele Höhepunkte. So wurde dem Obr. Ernst Dauth ein von den Eheleuten Reißland gestifteter Orden „wider den tierischen Ernst“ verliehen.

Jutta Reißland hielt die „erste Herrenrede“, die ein Festabend der Templer je gesehen hat. Bei festlicher Musikbegleitung durch ein Streicherensemble wurden wir festlich und fürstlich bewirtet.

Für alle Teilnehmer, die nach der gemeinsamen Rückfahrt ins Kloster gegen 22.30 Uhr noch immer nicht müde waren, war die Möglichkeit zu einem fröhlichen Ausklang des Abends in der Alten Weinstube des Amtshofes geschaffen. Hier traf noch ein großer Teil der Teilnehmer aufeinander, und bei guten Gesprächen ging es für manche sogar erst kurz vor dem Sonnenaufgang zu Bett.

Sonntagsgottesdienst mit der Gemeinde Volkenroda



Die Festrednerin Pfarrerin Elfriede Koch



Sonntag, 22.09.2013

Besonders kurzer Schlaf war den Teilnehmern der Heiligen Messe in der Klosterkirche um 8 Uhr geschenkt.

Spätestens zum ökumenischen Gottesdienst um 10 Uhr in der Klosterkirche gemeinsam mit der Jesus-Bruderschaft und der Gemeinde Volkenroda waren dann aber wieder alle an Bord.

Im Anschluss an den Gottesdienst lud der Orden die Teilnehmer dann zum Festvortrag in den Kapitelsaal des Klosters. Dort sprach Pfarrerin Elfriede Koch zum Thema: „Was unterscheidet, braucht nicht zu trennen – Vom Miteinander zwischen katholischen und evangelischen Christen“. Sie wies den Teilnehmern einen ökumenischen Weg zu versöhnter Verschiedenheit.

Die auch von der Jesus-Bruderschaft vorgelebte ökumenische Gesinnung, die uns zwei Tage begleitet hatte, machte diesen Festvortrag zu einem Vergnügen.

So kann insgesamt davon gesprochen werden, dass alle Teilnehmer des Generalkapitels gestärkt im Glauben und mit neuen ökumenischen Anstößen heimgereist sind. ■

Kurzmeldungen

Vor 40 Jahren: Daten über den größten Planeten

Die US-Raumsonde „Pioneer 10“ durchstieß am 4. Dezember 1973 die Magnetosphäre des Jupiters. Erstmals wurde die Struktur des größten Planeten aus nächster Nähe analysiert. Die robuste Sonde sandte bis 2003 Daten zur Erde. Der Jupiter ist der größte und massereichste Planet des Sonnensystems. Sein Durchmesser am Äquator beträgt 142.800 km, mehr als das Elffache des Erddurchmessers. Aufgrund dieser gewaltigen Masse übt er starke Kräfte auf andere Körper des Sonnensystems aus. Der Jupiter besteht im Wesentlichen aus leichten Ele-

menten, vor allem Wasserstoff und Helium. Er gehört zu den hellsten Objekten am Himmel und stellt mit seinen bislang 63 identifizierten Monden ein kleines Sonnensystem dar. Er ist für mehrere Monate im Jahr der beherrschende Himmelskörper am Nachthimmel und wegen guter Sichtbedingungen ein bevorzugtes Beobachtungsobjekt. In Babylon galt er als Königsstern, auch der Stern von Bethlehem in der Bibel wird mit dem Jupiter in Verbindung gebracht.
(Grundquelle: Harenberg Chronikkalender)

2 von 3 Müttern arbeiten

Über zwei Drittel der Mütter

mit Kindern unter 15 Jahren sind in der BRD erwerbstätig. 2011 lag ihr Anteil bei 68 %. 26 % waren nicht berufstätig und suchten auch keinen Job, 6 % waren laut Statistischem Bundesamt auf Arbeitssuche.

Ministerin will Gratis-Pille

Die nordrhein-westfälische Familienministerin Ute Schäfer, SPD will für einkommensschwache Frauen und Hartz-IV-Empfängerinnen den kostenlosen Bezug der Anti-Baby-Pille erreichen: „Familienplanung darf nicht am Einkommen scheitern.“
(Quellen: Düsseldorfer Express – 27. Februar 2013)

Anzeige

Duschen leicht gemacht!

Wie wäre es mal, ganz alleine zu duschen ohne fremde Hilfe?
Wir bieten Ihnen dafür die perfekten Lösungen. Probieren Sie es aus!



Ein kleiner Einblick
in unser großes Sortiment:
Sitz Wandmontage,
Sitz nach vorne ausziehbar,
Sitz seitlich verschiebbar...



Rufen Sie uns an! Wir bieten Ihnen individuelle Lösungen!

AMS Sanitär- und Reha-technik GmbH

Industriestraße 43 · 74193 Schwaigern · Tel: 07138 / 94111-0

www.ams-reha.de · info@ams-reha.de

AMS
Mobil im Bad!



FRÜHJAHRSKONVENT 2014



DES ORDO MILITIÆ CRUCIS TEMPLI

VOM 14. MÄRZ 2014 BIS 16. MÄRZ 2014

IM HAUS SCHLESSEN IN HEISTERBACHERROTT/KÖNIGSWINTER



THEMA:

***GEISTIGER GELEITSCHUTZ, GESTERN HEUTE UND MORGEN
EINE STÄNDIGE AUFGABE DES OMCT TEMPELHERREN ORDEN***

**DER ORDO MILITIÆ CRUCIS TEMPLI TEMPELHERREN-ORDEN
DEUTSCHES PRIORAT E. V. FREUT SICH AUF EIN WIEDERSEHEN
MIT ALLEN ORDENSBRÜDERN, DAMEN, FREUNDEN UND GÄSTEN.**

© ORDO MILITIÆ CRUCIS TEMPLI TEMPELHERREN-ORDEN, DEUTSCHES PRIORAT E. V.

Ansprache zum Rezeptionsgottesdienst am 21.09.2013 in Volkenroda

Prior Hans-Joachim Baumbach

**Liebe Ordensbrüder,
verehrte Ehrengäste,
sehr geehrte Damen
und Herren,
vor allem aber lieber Ordens-
bruder Hartmut Sawall,**

als Prior des Tempelherrenordens begrüße auch ich Sie auf das Herzlichste zur Rezeptionsfeier hier im Kloster Volkenroda.

Ich möchte mich sehr herzlich bei all denjenigen bedanken, die daran mitgewirkt haben, dass wir heute wieder in Thüringen zur Rezeption eines Mitbruders versammelt sein können. Es ist dies das dritte Generalkapitel des OMCT seit der Wiedervereinigung, das in den neuen Ländern stattfindet. 1999 feierten wir das Generalkapitel in Erfurt, 2003 in Quedlinburg und nun hier in Volkenroda.

Über die Wahl des diesjährigen Veranstaltungsortes durch den Ordensrat auf Vorschlag unseres Mitbruders Dr. Martin-Ulrich Reißland habe ich mich sehr gefreut, gibt es doch erhebliche Parallelen zwischen dieser schönen Klosteranlage und der Entwicklung unserer Templergemeinschaft.

Das Kloster Volkenroda verfügt über die älteste noch erhaltene Zisterzienser-Klosterkirche in Deutschland. Die Verbindung der Templer zum Zisterzienserorden war stets eine besondere. Seine starke Vermehrung in den Anfangsjahren geht zum großen Teil auf den Aufruf „De Laude novae Militiae“ des heiligen Abtes Bernhard von Clairvaux zurück.

Mit dem Christuspavillon der Expo 2000 hat die hiesige Klosteranlage aber auch eines

der modernsten Gebäude zur Anbetung Gottes nach Thüringen gebracht. Die Architektur der wunderschönen, alten Klosterkirche und des Christuspavillons kann man nun als optischen Gegensatz empfinden, was bei oberflächlicher Betrachtung sicher augenfällig ist. Eine wohlmeinendere vertiefte Auseinandersetzung mit dem Gebäudeensemble zeigt aber, dass die Gläubigen auf einem Weg sind, der zu ständiger Auseinandersetzung mit aktuellen Entwicklungen zwingt, sei es theologisch, gesellschaftspolitisch oder auch nur in der Architektur. Die eine Kirche Gottes ist einem Wandel unterworfen, und so sind es die Menschen in ihr.

All dies gilt auch für den Tempelherrenorden. Gegründet im Jahre 1118 in Jerusalem, war er bekanntlich zunächst mit



Quelle: Mitteldeutsche Kirchenzeitung, Ausgabe Thüringen, 29.09.2013

der Verpflichtung zur Verteidigung des Heiligen Landes als erster Mönchsritterorden angetreten, die Pilger auf ihrem Weg ins Heilige Land zu schützen und die wiedererlangten heiligen Stätten zu verteidigen. Die formelle Aufhebung des Ordens durch Papst Clemens V. und die Verfolgung seiner maßgeblichen Köpfe bis ins Feuer der Templerprozesse hat dazu geführt, dass die templerische Gemeinschaft einen anderen Weg finden musste als andere Ritterorden der Kreuzfahrerzeit, etwa die Malteserritter oder die Ritter vom Heiligen Grabe. Wo sich Letztere schon recht früh zu Hospitalritterorden umbildeten, blieben die Templer lange Militärs und Seefahrer, unter anderem in ihrer portugiesischen Nachfolgeorganisation, dem Christusorden, der die portugiesischen Templer und viele Tempelritter auch aus anderen Ländern, die der Inquisition entkommen waren, aufgenommen hatte. Die hierdurch entstandene Weltläufigkeit des Ordens und seine unfreiwillig herbeigeführte Unabhängigkeit von der Kirche als Institution hat dazu geführt, dass die Tempelritter sich einerseits umso fester auf den Glauben und den einen Erlöser der Menschheit – Jesus – hin konzentriert haben, zum anderen aber auch trotz des Schmerzes über die Spaltungen der Kirche das verbindende Element der Gottesbotschaft transportiert haben. Wir

sind darum heute eine ökumenische Gemeinschaft und für Männer aller christlichen Konfessionen offen.

Unsere Gastgeberin, die Jesus-Bruderschaft hier in Volkenroda, schreibt auf ihrer Internetseite:

„Wenn die Mitte unseres Lebens klar ist, dann kann es eine Weite gewinnen, in der die ganze Welt Platz hat – auf Christus hin geordnet.“

Dies könnte auch eine Devise unseres Handelns sein.

Und so verbindet sich auch in unserer Gemeinschaft altes und neues, katholisches, evangelisches und orthodoxes Gedankengut in der Ausrichtung auf die eine Mitte: die Botschaft Christi.

Wenn es auch sonst nicht meine Aufgabe als Prior des Tempelherrenordens ist, die Heilige Schrift auszulegen, ist mir in diesem Zusammenhang doch wichtig, auf das hochpriesterliche Gebet zu verweisen, das uns im Evangelium nach Johannes im 17. Kapitel überliefert ist:

„Ich bitte aber nicht allein für sie, sondern auch für die, die durch ihr Wort an mich glauben werden, damit sie alle eins seien. Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns sein, damit die Welt

glaube, dass du mich gesandt hast. Und ich habe ihnen die Herrlichkeit gegeben, die du mir gegeben hast, damit sie eins seien, wie wir eins sind, ich in ihnen und du in mir, damit sie vollkommen eins seien und die Welt erkenne, dass du mich gesandt hast und sie liebst, wie du mich liebst.“

Hier wird der Wille Jesu erkennbar, die Liebe zum Band der Einheit zu machen. Schon lange vor der Reformation hat die orthodoxe Kirche ein Dialogkonzept entwickelt, das von der Einheit im Wesentlichen des christlichen Glaubens mit einer Vielfalt an Ausdrucksformen und Ausprägungen dieses einen Glaubens in den verschiedenen Kirchen verstanden und gelebt wurde. Auch für uns, denen schon in den Ordensregeln auferlegt ist, jedem das Recht zuzugestehen, sein So-Sein zu respektieren, solange darin nicht Unrecht für andere oder eine Gemeinschaft zum Ausdruck kommt, empfiehlt sich daher weiter der ökumenische Wahlspruch: „Im Wesentlichen Einheit, in Ausdrucksformen Vielfalt, über allem aber Liebe üben!“

Heute rufen wir ein neues Mitglied in unseren Kreis, das in diesem Sinne Ökumene leben will und darüber hinaus den vielfältigen anderen Zielen unserer Gemeinschaft zur Durchsetzung verhelfen möchte.

Aufstellung zum Einzug



Aufstellung der Funktionsträger zur Rezeption



Lieber Hartmut Sawall, uns beide eint ein ähnliches Schicksal. Ihr Vater, Dr. Edmund Sawall, war einer der herausragenden Priore des Tempelherrenordens in der Nachkriegszeit. Da sein direkter Amtsnachfolger viel zu früh und für uns alle überraschend durch schwere Krankheit an der Amtsausübung gehindert war und der damalige Ordenskanzler beruflich derart eingespannt war, dass er seiner Leitungsfunktion nur unzureichend gerecht werden konnte, habe ich recht früh geschäftsführend die Leitung der Amtsgeschäfte der Ordensregierung übernommen und uns unter anderem durch das vorhin schon erwähnte Generalkapitel in Quedlinburg geführt. Damals genoss ich Welpenschutz. Nach einer für den Orden schwierigen Zeit des Übergangs trage ich nun seit vier Jahren die Gesamtverantwortung und er tappe mich immer öfter dabei, wie ich meinem Anspruch, Ihrem Vater nachzueifern, nicht gerecht werden kann.

Mehr noch frage ich mich, in welchem Umfang die Ordensbrüder auch diesen Vergleich anstellen. Bitte machen Sie nicht den gleichen Fehler!

Die geistige Grundlagenarbeit Ihres Vaters und das Vermächtnis, das er uns hinterlassen hat, sind derart reich, dass wir in der Versuchung der Nachfolge letztlich nur scheitern kön-

nen. Und wenn auch Ihr Vater Ihnen sogar vieles an Äußerlichkeiten mitgegeben hat, sei es in der Augenpartie beim Lachen, sei es in der Stimme, rufe ich auch unsere Mitbrüder auf, in unserem neuen Mitbruder nicht Edmund zu suchen, sondern den Ordensbruder Hartmut Sawall zu erkennen und liebevoll in unserem Kreis aufzunehmen.

Nun aber freue ich mich, dass wir gleich im Anschluss unseren neuen Ordensbruder mit dem traditionellen Rezeptionspruch

*„Zu Gottes und zu Deiner Ehr,
diesen Schlag und keinen mehr,
sei tapfer, gläubig und gerecht,
sei ein Ritter und kein Knecht!“*

in den Rechtsritterstand erheben.

Gott schütze Sie, Gott schütze unser Land und Gott schütze unseren Orden. ■

Kurzmeldungen

Vor 150 Jahren: Märchen-, Sprach- und Mythenforscher Jacob Grimm

Jacob Grimm, der Begründer der germanischen Altertums- und Sprachwissenschaft, starb am 20. September 1863 in Berlin, vier Jahre nach seinem Bruder Wilhelm (1786–1859), dem Hauptsammler und Erzähler der deutschen Märchen. Geboren wurde er am 4. Januar 1785 in Hanau. Beim gigantischen Unternehmen des „Deutschen Wörterbuchs“ war Jacob Grimm 1863 bis zum Wort „Frucht“ gelangt. Der erste Band der „Kinder- und Hausmärchen“ von Jacob und Wilhelm Grimm erschien 1812, wegen des großen Erfolges kam bereits 1815 der zweite Band heraus. Die Märchensammlung wurde ein zentrales Werk der Romantik und zählt zu den einflussreichsten Büchern der Weltliteratur. 1816 folgten die „Deutschen Sagen“. 1835 erschien Jacob Grimms „Deutsche Mythologie“, ein Grundlagenwerk über die Welt deutscher Sagengestalten, Gottheiten und Mythen. Bis 1837 lehrten die Brüder Grimm als Professoren an der Universität Göttingen, wurden dort jedoch von König Ernst August I. wegen ihrer liberalen Gesinnung amtsenthoben. 1840 berief der preußische König Friedrich Wilhelm IV. die Brüder nach Berlin. 1848 wurde Jacob Grimm in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt. (Quelle: Harenberg Chronikkalender)

Zur Rezeption versammelt



Rezipient beim Gelöbnis



Die Kreuzritter und ihre Hilfstruppen im Heiligen Land

Obr. Heinz-Jürgen Riechers

Gemäß unserer Ordensregel gehört es zu den Aufgaben eines Ordensbruders, sich mit der Geschichte des Templerordens zu befassen. Nun stellt sich dem militärisch Interessierten die Frage, wie die historischen Tempelritter über immerhin zwei Jahrhunderte ihren gefährlichen Dienst im Heiligen Land überhaupt leisten konnten. Der normale Alltag bestand zum überwiegenden Teil im Patrouillereiten, Wach- und Geleitsdienst mit Auswüchsen in vereinzelten

Scharmützeln. Auch unter den gegebenen klimatischen und hygienischen Verhältnissen ein zermürendes Leben.

Zum besseren Verständnis hier ein kurzer Blick, wie alles begann: Schon kurz nach dem Tode Mohammeds tobte der Islam wie ein Wüstensturm über die Christenheit. In kurzer Zeit gingen so zwei Drittel der christlichen Gebiete verloren. Als dann auch noch die Heiligen Stätten der Christenheit in muselmanische Hände fielen, drang ein Hilferuf aus Byzanz nach Rom. Im Jahre 1095 war es dann so weit: Mit den Worten „Deus vult“ rief der Papst das Abendland zum Kampf gegen die Mohammedaner auf.

Die Zeit der Kreuzzüge und der Ritterorden begann. Eine neue, unabhängige Ritterschaft, die Ordensritter, entwickelte sich. Sie stellten sich die Aufgabe, inmitten von Gewalt, Rohheit, Grausamkeit und Skrupellosigkeit den Gedanken des Rechts und der Gerechtigkeit in besonders unruhigen Zeiten zu verkörpern. In diesen Rahmen fügte sich der ehrgeizige Plan, Krieger und Christ in einem gleichsam idealen Wesen zu verschmelzen. Dies brachte einen Lebensstil hervor, der außerordentlich fruchtbar war. Als die Kirche die Feldzüge gegen die Ungläubigen segnete, öffnete sie damit ein Ventil für den Betätigungsdrang von harten und entschlossenen Män-

nern, die dem Mystizismus zuneigten.

Der Ordensritter, der durch ergreifende Zeremonien seine Weihe erhielt, stieg zu dem legendären Helden auf, als der er in unserem Bewusstsein noch heute lebendig ist.

Das unabhängige Ordensrittertum besaß eine eigene Hierarchie. Es bildeten sich brüderlich verbündete Gemeinschaften mit hohem Ethos. Die militärischen Abteilungen der verschiedenen Orden ergaben ein regelrechtes, ständiges, kirchliches Heer.

Die persönliche Schutzausrüstung dieser Kämpfer bestand in der Hauptsache aus dem Ringelpanzer. Dieser Körperschutz aus ineinander verschlungenen Ringen war schon zu gallisch-römischer Zeit bekannt, doch durch die Umwälzungen der Völkerwanderungszeit war diese schwierige Herstellungstechnik in Vergessenheit geraten und fast völlig verloren gegangen. Da sie so rar geworden war, wurde sie zu einem Gut, das nur dem Begüterten zugänglich war.

Als nun im 13. Jahrhundert das Drahtziehen erfunden worden war und dadurch die Herstellung des Kettengliedes einfacher wurde, wurde der Ringelpanzer dann Allgengut und auch für den einfachen Kämpfer erreichbar. Seine



Struktur bot außerdem den gewaltigen Vorteil, dass man ihn leicht reparieren und den jeweiligen Körpermaßen durch Hinzufügen oder Weglassen einer Anzahl von Ringen anpassen konnte. Doch blieb er gegen heftige Stöße, die mit der Spitze der blanken Waffe geführt wurden, gegen den Pfeil des großen Bogens und vor allem gegen den gefürchteten Bolzen der Armbrust verwundbar.

Die Kreuzritter jedenfalls bevorzugten diesen Körperschutz, weil die Kampfweise des Feindes es auch zuließ, denn dort waren massive Angriffe mit der schweren Lanze und der nachfolgende Nahkampf Mann gegen Mann mit dem Schwert der Franken unbekannt. Auch die relativ leichte und vor allem luftdurchlässige Machart war unter der glühenden Sonne des Orients von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

Der Experimentalhistoriker R. Haduwołff konnte in diesem Fall nachweisen, dass das von der Sonne stark erhitzte Kettenhemd die Verdunstung bei dem völlig durchgeschwitzten Unterzeug beschleunigte und verstärkte und somit, für den Laien sicher erstaunlich, zur Kühlung des Ritters beitrug. Der über dem Panzer getragene weiße Ordensmantel tat sein Übriges, indem er einen Teil der Sonnenstrahlung reflektierte.

Dennoch war das Tragen einer Rüstung und auch der verschwitzten Kleidung darunter auf Dauer unter den vorherrschenden mangelhaften hygienischen Bedingungen im Einsatz oder auch in den befestigten Anlagen im Heili-

gen Land für die Gesundheit nicht förderlich. Dauerndes Wundgescheuertsein bis hin zu Hautkrankheiten, auch ekelerregender Art, war nicht selten. So ist es verständlich, dass auch der Lazarusorden, der aussätzig gewordene oder als aussätzig geltende, aber noch kampffähige Kreuzritter aufnahm, über Nachschub nicht zu klagen hatte.

Der elementarste Selbsterhaltungstrieb gebot von jeher jedem Krieger, seinen Kopf zu schützen, da dieser besonders gefährdet und Schlägen ausgesetzt war. Zur Zeit der Kreuzzüge war der Topfhelm gebräuchlich. Dies war ein konisches, fassartiges Gebilde, das den Kopf rundum bedeckte und an dem ein mit Atemloch und Sehslitzen versehenes Visier angenietet war. Er wurde auf einer Art gepolsterten Kapuze, einer Helmhaube oder auch auf einer ledernen oder metallenen Hirnhaube getragen. Dies war für den Träger unter levantinischen Bedingungen sicher der Ausrüstungsteil mit dem höchsten Selbstgefährdungspotenzial. Des Öfteren wird in zeitgenössischen Berichten erwähnt, dass Ritter ohne Feindeinwirkung bewusstlos oder gar tot vom Pferd fielen. Luftmangel bei Anstrengung war sicher eine Ursache, die andere bestimmt Hitzschlag.

Hierzu konnte der Experimentalhistoriker R. Haduwołff unter vergleichbaren Bedingungen Helminnentemperaturen von bis zu 80 Grad Celsius nachweisen.

Alles in allem setzte der Waffendienst als Kreuzritter, neben starker religiöser Überzeugtheit, auch besondere

körperliche Robustheit und Leidensfähigkeit voraus.

Aus militärischer Sicht stellt es eine riesige Leistung dar, fast 200 Jahre lang eine derartige Dauerbesetzung des Heiligen Landes aufrechtzuerhalten. Material, Verpflegung, Menschen, alles musste unablässig von außen zugeführt werden. Unter den gegebenen Umständen der Zeit, aber auch durch den mönchischen Charakter der Kreuzritter war es nicht möglich, eine staatstragende Bevölkerung oder auch nur größere einflussreiche Sippen zu begründen, so wurden aber doch über viele Jahrzehnte feindliche Kräfte vor Ort gebunden und damit vom Abendland ferngehalten.

In der Heimat bildeten in einer Kommende bzw. Komturei oftmals nur drei oder wenig mehr Ritter einen Konvent, dem zahlreiche dienende Brüder angegliedert waren und so diese Rittergüter, z. B. der Templer, erst zu wohlfunktionierenden Wirtschaftseinheiten machten.

Ähnlich dürfte es im Heiligen Land, an der Front, im Normalfall gewesen sein. Nach einem Feldzug verblieben meist nur wenige Hundert Ritter in Outremer stationiert, die schon von der Anzahl her zu schwach gewesen sein dürften, ihrer Aufgabe allein gerecht zu werden. Sie mussten also auf Hilfsmannschaften zurückgreifen können, die militärisch, aber auch wirtschaftlich eine nicht unwesentliche Unterstützung darstellten.

Bereits während des Ersten Kreuzzugs kämpften mit den Kreuzrittern sogenannte Tur-

kopolen als Abordnungen aus dem byzantinischen Heer. Der Begriff Turkopole leitet sich aus dem griechischen „turkopoulai“ ab und bedeutet Söhne der Türken. Diese Truppenteile rekrutierten sich aus Nachkommen gemischter griechisch-türkischer Familien und waren im Normalfall Christen, manche aber auch praktizierende Moslems. Mit den byzantinischen Turkopolen machte man während des Ersten Kreuzzugs gute Erfahrungen, und so wurden konsequenterweise in Folge in den Kreuzfahrerstaaten einheimische Hilfstruppen als leichte Kavallerie aufgestellt. Das gelang auch deshalb schon, da die moslemischen Gegner der Kreuzritter selbst Eroberer und Fremdherrscher in Palästina waren und viele Einwohner diese ablehnten. So richtete sich auch der Widerstand der Assassinen zum überwiegenden Teil gegen moslemische Potentaten, und hie und da gab es sogar Bündnisse zwischen Assassinen und Kreuzfahrern, auch wenn sie begreiflicherweise immer unberechenbare Gebilde blieben.

Es war kein Volkskrieg im Heiligen Land, und so sind beim Templerorden Turkopolen seit Mitte des 12. Jahrhunderts belegt. Die dabei eingesetzten Männer waren nicht unbedingt türkisch oder gemischt rassig, aber viele wurden aus den Reihen der einheimischen christlichen Bevölkerung, christlichen Seldschukenfamilien und syrisch-orthodoxen Kreisen in den Kreuzfahrerstaaten rekrutiert, d. h., es musste zumindest ein Elternteil christlich sein. In späteren Jahren wurde diese Regelung aber zunehmend aufgegeben. Die-

se als Kavallerie eingesetzten Turkopolenverbände waren leichter bewaffnet als die Ritter und anderen europäischen Reiter, mit Lanze und Bogen, und ihre Kampfweise glich der leichten, sehr beweglichen muslimischen Reiterei, die den Gegner beständig mit Pfeilen überschüttete und einer direkten Auseinandersetzung im Nahkampf auszuweichen versuchte. Eingesetzt waren sie vornehmlich im Geleitsdienst, als Kundschafter und Bogenschützen, und in der Schlacht als zweite Reihe, um den Rücken der Hauptstreitmacht der Ritter freizuhalten.

Turkopolen hatten leichtere und schnellere Pferde als die Ritter, trugen leichtere Waffen und als Rüstung nur einen Helm. Die Turkopolen wurden von einem Turkopolier befehligt, der z. B. in der Templerhierarchie gleich in der Nähe des Großmeisters angesiedelt war. Die Männer selbst standen im Rang unterhalb der Kreuzritter und aßen auch an anderen Tischen als der Rest der berittenen Kämpfer.

Ein immerwährendes Problem für die Kreuzfahrerstaaten war der Mangel an Rittern, Pferden und Waffen. Eine Erfolg versprechende Abhilfe konnte nur durch den Einsatz von vor Ort Rekrutierten erreicht werden, die einheimische Pferde ritten und die gleichen Waffen wie ihre Gegner benutzten sowie die Kampfweise kannten. So wurde ein nicht unerheblicher Teil der aus Europa bezogenen Gelder der Kreuzritter zum Bezahlen dieser Söldner eingesetzt.

Obgleich in der Berichterstattung eher eine Randnotiz, ging

die Kopfbzahl der Turkopolen in die Tausende und überstieg zeitweise die Zahl der Ritter um ein Vielfaches. So war es nicht nur bei den Templern, bei den anderen Ritterorden war es ähnlich. So nannte der Deutsche Ritterorden seine aus Einheimischen rekrutierten leichten Kavallerieeinheiten ebenfalls Turkopolen. (Hier sei ein kleiner Hinweis erlaubt: Im französischen Kolonialheer in Algerien hießen die farbigen Fußsoldaten bis in die 1960er-Jahre „Turkos“.)

Gefangene Turkopolen wurden von den Moslems als Verräter und Abtrünnige eingestuft und grundsätzlich getötet.

In diesem Zusammenhang muss nun eine Lanze gebrochen werden für den militärischen Ritterorden der historischen Templer. Ihm wurde zum Vorwurf gemacht, Idole zu verherrlichen, dass Einzelne Hinterteile oder Genitalien von Oberen küssen mussten oder gar das Kreuzifix hätten bespucken müssen.

Jeder, der die Uniform des Soldaten und vielleicht sogar einer Eliteeinheit getragen hat, wird sich hier hineinendenken können. „Platzhirschverhalten“ mit Zurechtweisung durch Erniedrigung oder Zwang zu unerlaubten Handlungen als Zugehörigkeitsbeweis sind tragende Elemente eingeschwo-rener Einheiten. Jeder gute Truppenführer weiß davon und wird sie bis zu einem gewissen Grad „übersehen“. Es ist eine Gradwanderung, die ganz klar nicht von der gängigen Dienstvorschrift gedeckt wird, aber sie macht die Truppe erst gut. Man kennt Ähnliches bis in die heutige Zeit,

z. B. als Stuben- oder Kanti-
nenzauber, Unteroffizierstref-
fen oder auch als Herrenabend
in Offizierskasinos. Hier findet
das Zusammenschweißen statt,
und der historisch überliefer-
te Ausspruch – Saufen wie die
Templer – gibt dazu wichtiges
Zeugnis.

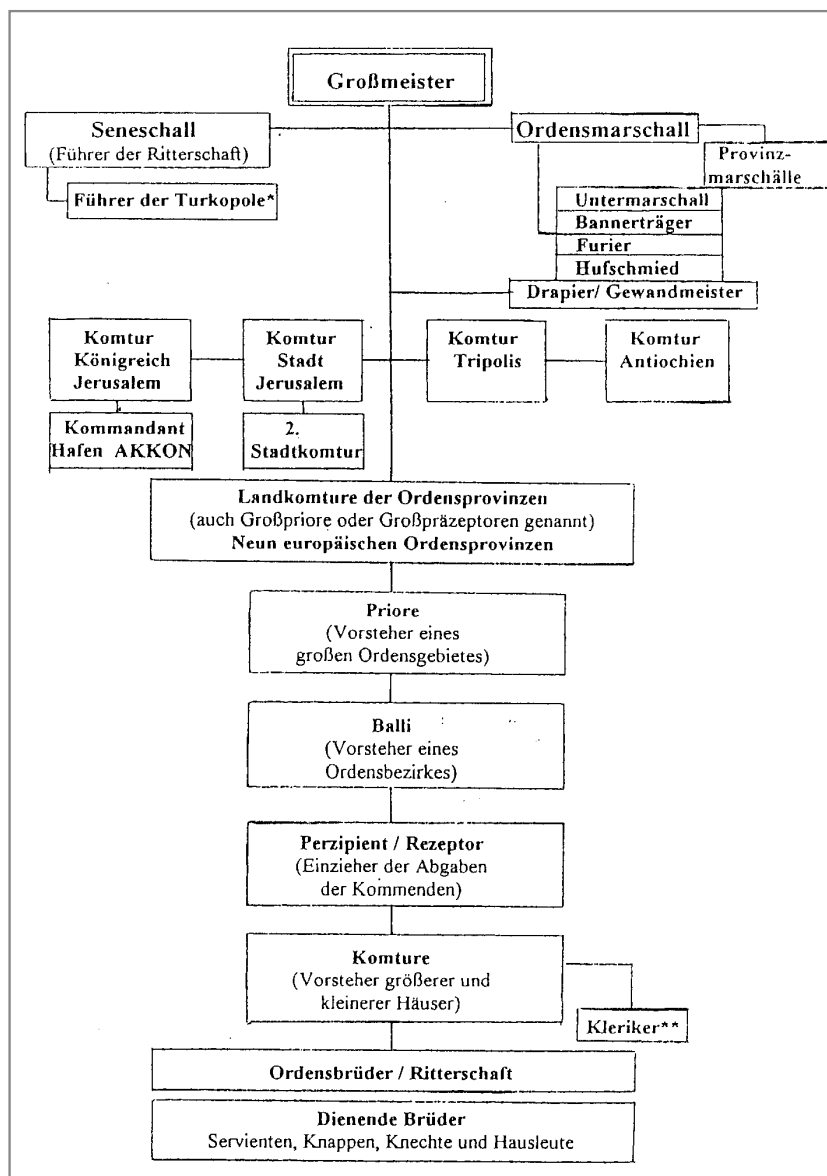
So brauchbar und einsatzfä-
hig eine Einheit dadurch auch
wird, sie wird eben auch an-
greifbar durch außenstehende
Neider, spätestens dann, wenn

sie ihrer eigentlichen Aufgabe
verlustrig gegangen ist. Und
eben das passierte dann auch
dem historischen Templeror-
den in den Jahren nach dem
Fall Jerusalems und später
Akkons, nach 1291.

Vom christlichen Glauben ab-
gefallen waren die historischen
Templer jedoch nie. Ihre religi-
öse Überzeugung und ihr Glau-
be an Jesus Christus den Herrn
waren immer so stark, dass sie
mit dem Schlachtruf „NON

NOBIS, DOMINE“ immer als
Erste in den Kampf stürzten
und als Letzte die Wallstatt
verließen. Ihr todesverachten-
der Einsatzwille, aber auch ihr
hoher Blutzoll sind historisch
mannigfaltig belegt.

Diese Haltung zeugt von tiefs-
ter innerer Identifizierung mit
der Kreuzzugs-idee. Welcher
Zweifler oder Abtrünnige wür-
de so weit gehen? ■



* Der Führer der Turkopolen als einer Hilfstruppe aus leichter Reiterei unterstand nur im Kampf dem Seneschall.

** Die Kleriker unterstanden dem Großmeister und dem jeweiligen Ordensoberen jeder Rangstufe, für dessen Verantwortungsbereich sie zuständig waren.

ORDO MILITÆ CRUCIS TEMPLI

TEMPELHERREN-ORDEN-DEUTSCHES PRIORAT E. V.



JUBILÄUMSGENERALKAPITEL 50 JAHRE GEISTIGER GELEITSCHUTZ

IM KLOSTER SCHÖNTAL FINDET VOM 12. BIS 14. SEPTEMBER
2014
DAS JUBILÄUMSGENERALKAPITEL DES OMCT STATT.



**DIE KOMTUREI RHEIN-NECKAR FREUT SICH AUF EIN
WIEDERSEHEN MIT ALLEN ORDENSBRÜDERN, DAMEN, FREUNDEN
UND GÄSTEN.**

© ORDO MILITÆ CRUCIS TEMPLI TEMPELHERREN-ORDEN, DEUTSCHES PRIORAT E. V.

„O nehmt ihn auf; ihr Brüder! Er stammt aus deutschem Blut! Den Deutschen bringt er wieder der Freiheit altes Gut.“

Obr. Prof. Dr. Helmut Grieser/Obr. Dr. Manfred Rütthlein

Zar Alexander I. als „Reichsgründer“ oder: Napoleon als „Kaiser der Deutschen“ 1813?

I. Deutsche Russenverachtung 1849 und 1887 – ein Fortwirken napoleonischer Propaganda?

1806 legte der letzte Römisch-Deutsche Kaiser Franz II. unter dem Druck Napoleons die Römische Kaiserkrone nieder. Selbstverständlich lehnte die Reichsritterschaft damals einen „französischen Kaiser“ als Oberhaupt ab. Aber hätte sich Napoleon als „Kaiser der Franzosen“ in diesem Augenblick nicht auch zum „Kaiser der Deutschen“ (oder „der Franzosen und Deutschen“) erklären können?

Sieben Jahre später schien sich diese Frage zu stellen. Denn womit sollte Napoleon zu Beginn der Befreiungskriege im Frühjahr 1813 auf die Verheißungen des russischen Zaren Alexander I. antworten, als dieser „den Völkern Deutschlands“ versicherte, „Rußlands siegreiche Heere“ wollten nur „der Wiedergeburt eines ehrwürdigen Reichs mächtigen Schutz und dauernde Gewähr“ leisten? Napoleon schmeichelte indessen nach seinem Sieg bei Großgörschen am 2.5.1813 den Deutschen, indem er ihre Anhänglichkeit an die angestammten Fürsten, ihren Ordnungssinn und ihre Klugheit lobte. Aber anstatt ihnen ein verlockendes, his-

torisch glänzendes Zukunftsbild zu entwerfen, malte er in den düstersten Farbtönen die aus dem Zarenreich angeblich drohenden Gefahren: Dort lebten Tartaren „in Eiswüsten unter Sklaverei, Barbarei und Verderbtheit, wodurch der Mensch zum wilden Tier erniedrigt wird“ („dans leurs déserts glacés, séjour d’esclavage, de barbarie et de corruption, où l’homme est ravalé à l’égal de la brute“). Die „Tartarenarmeen“ hätten Russland 1812 in Brand gesteckt. Jetzt wollten die Russen nach der Gewohnheit despotischer Herrscher „moralisch Feuer legen zwischen Weichsel und Rhein“, denn ihnen voraus zöge alles, was Deutschland, Frankreich und Italien an „bösen Subjekten und Deserteuren“ aufzubieten habe. Diese „Apostel jeglichen Verbrechens“ predigten „la révolte, l’anarchie, la guerre civile, le meurtre“. Aber sie kannten nicht „la puissance et la bravoure des Français“. „L’Italie, la France, L’Allemagne“, das „l’Europe civilisée“, werde den Soldaten Napoleons zu danken wissen. (1)

Dieses Feindbild schien nur allzu kräftig fortzuwirken. Friedrich Engels bediente sich seiner 1849: „Auf die sentimental Bruderschaftsphrasen, die uns hier im Namen der konterrevolutionärsten Nationen Europas dargeboten werden,

antworten wir, daß der Russenhaß die erste revolutionäre Leidenschaft bei den Deutschen war und noch ist ... und daß wir ... nur durch entschiedenen Terrorismus gegen diese slawischen Völker die Revolution sicherstellen können. Wir wissen jetzt, wo die Feinde der Revolution konzentriert sind: in Rußland und den österreichischen Slawenländern; und keine Phrasen, keine Anweisungen auf eine unbestimmte demokratische Zukunft dieser Länder werden uns abhalten, unsere Feinde als Feinde zu behandeln.“ (2)

Und selbst unter Bismarck entwarf einer seiner Nachfolger im Reichskanzleramt, Bernhard von Bülow, 1887 einen „barbarischen“ Kriegsplan gegen das verbündete Russland: „Wenn wir mit Rußland kämpfen, so dürfen wir nicht Frieden schließen, ohne dasselbe mindestens für eine Generation unfähig zum Angriff gegen uns gemacht zu haben. A small bullet excites a man, a strong one stops him, gilt gerade für die Russen. ... Wir müßten die wirtschaftlichen Hilfsquellen Rußlands für lange hinaus durch Verwüstung seiner Schwarzherd-Gouvernements, Bombardierung seiner Küstenstädte, möglichste Zerstörung seiner Industrie und seines Handels zuschütten. Wir müßten endlich Rußland von jenen beiden Meeren, der Ost-



see und dem Pontus Euxinus, abdrängen, auf denen seine Weltstellung beruht. Ich kann mir Rußland wirklich und dauernd geschwächt doch nur vorstellen nach Abtrennung derjenigen Gebietsteile, welche westlich der Linie Onega-Bai-Waldaihöhe-Dnjepr liegen. Ein solcher Friede möchte ... nur zu erzwingen sein, wenn wir an der Wolga stünden.“ (3)

II. Deutsche Erwartungen und Wahrnehmung der „Barbaren“ 1813

Wie konnte es 36 oder 74 Jahre nach der Befreiung Deutschlands von der französischen Fremdherrschaft sowohl im rechten wie im linken Lager zu derartigen schrillen Fanfaren kommen? Vermochte die kriegsentscheidende russische Hilfe von 1813 schon wenig später nicht mehr die geringste dauerhafte deutsche Dankbarkeit auszulösen? Wie spiegelte sich eigentlich der russische Einsatz im zeitgenössischen

preußisch-deutschen Schrifttum? Scheiterte dort bereits Zar Alexanders „Reichspolitik“ an der Wirksamkeit der anti-russischen Barbaren-Propaganda Napoleons? Oder führten nur die Niederlagen der russisch-preußischen Armee im Frühjahrsfeldzug von 1813 dazu, dass die von Russland unter Mitwirkung deutscher Patrioten geweckten „Reichsträume“ rasch zerstoßen?

Die russischen Truppen stellten 1813 die Hauptkontingente, brachten die meisten Opfer und standen sogar das erste Vierteljahr allein den Franzosen gegenüber.

Fritz Straube setzte mit seinem „Frühjahrsfeldzug 1813“ Maßstäbe. (4) Er wandte sich 1963 gegen Einseitigkeiten der DDR-Historiker. Es sei ebenso unzulässig, die Kampfhandlungen russischer Truppen bis zur preußischen Kriegserklärung an Frankreich vom

16.3.1813 gering zu schätzen, wie es unangebracht sei, die militärischen Möglichkeiten Russlands Anfang 1813 überzubewerten. Weder dürften die Politik Zar Alexanders I. idealisiert noch der russische Feldmarschall Michail Illarionowitsch Kutusow als Gegner eines Befreiungskrieges herabgesetzt werden. Nur von der militärischen Lage her könne die russische Kriegführung beurteilt werden.

Ende 1812 wollte Kutusow durch eine Ruhepause die Schlagkraft der Armee wiederherstellen und die Last des neuen Krieges nicht allein den russischen Soldaten aufbürden. Deswegen erwartete er „die tätige Mithilfe Preußens und Österreichs“. Schließlich hatte die russische Hauptarmee im Oktober 1812 ihren Vormarsch bei Tarutino mit 110.000 Mann begonnen, von denen nur 27.000 im Dezember Wilna erreichten. Dabei muss-

te sich der Kräftezuwachs für Napoleon rascher einstellen. Zar Alexander I. hatte sich im Januar 1813 getäuscht, als er Österreichs rasche Lösung vom französischen Bündnis erwartete.

Hatte die russische Führung noch am 17.2.1813 geplant, mit allen verfügbaren russischen und demnächst auch preußischen Kräften „den Gegner zwischen Oder und Elbe völlig zu vernichten“, so befahl Kutusow am 21.2. „den Einsatz der leichten russischen Truppen“ mit der Aufgabe, den Gegner nur noch zu vertreiben. (5)

Bei den preußisch-russischen Militärverhandlungen in Kalisch Anfang 1813 schlug Scharnhorst eine Offensive aller russischen und preußischen Kräfte bis zur Elbe vor. Auch Kutusow setzte als Operationsziel den Einmarsch nach Sachsen. Er wollte den Rückzug Napoleons durch Umgehungsmanöver bewirken, während Scharnhorst den Direktstoß bevorzugte. Wenn auch die Franzosen am 4.3.1813 Berlin preisgaben, weil sie die von der Oder nahende Avantgarde Wittgensteins wegen der „umherziehenden Kosakenschwärme“ überschätzten, so spielten die russischen Streifkorps ihre wichtigste Rolle bei der Insurgierung Nordwestdeutschlands.

Zum einen konnten aber die Kosaken keine neuen Einheiten aufstellen und ausbilden. Zum anderen benötigten die russischen Kavallerieabteilungen den von Scharnhorst geforderten preußischen Infanteriebeistand. Insgesamt bestand der Hauptnutzen der Streifkorps darin, erhebliche französische Verbände vom

Mittelabschnitt abzulenken. Im April führte die militärische Gesamtlage dazu, dass alle Kräfte in Sachsen zur Abwehr der neuen großen französischen Armee benötigt wurden. Tettenborn räumte am 30.5. Hamburg, da weder England noch Schweden Hilfe geschickt hatten. Alexander wünschte eigentlich nicht den Partisanenkrieg der Streifkorps, weil er die Mitwirkung der Bevölkerung voraussetzte. Die meisten „Streifzügler“ waren Kosaken, die von russischen Offizieren geführt wurden. Am 30.5. vollbrachte Tschernyschews Kavallerie bei Halberstadt „ein wahres Heldenstück“, als die Kosaken einen großen französischen Waffentransport von 14 Geschützen, 80 Munitionswagen und 2.500 Mann Bedeckung ohne eigene Infanterie überfielen, das überlebende Fußvolk gefangen nahmen und alles durch das feindliche Hinterland über die Elbe brachten. Dieses „Meisterstück für sich“ führte dazu, dass Napoleon anordnete, jeder Transport sei mit 1.000 Mann Bedeckung, davon mindestens 300 Mann Infanterie, zu schützen. Da die Begleit-Kommandos nicht stets verfügbar waren, stockten auf diese Weise bereits tagelang die Verbindungen.

Karoline Perthes folgerte gegenüber Matthias Claudius aus dem Einzug der Russen in Hamburg am 14. März: „Nie-mals habe ich so eine Vereinigung in einem Punkt aus tausend Herzen herausgehend empfunden. Möchten wir uns doch immer zum besten Punkt so vereinigen, das müßte eine herrliche Kirche sein.“ (6) Auch in Jena gelang am 9.4. die „Begegnung mit dem Anderen“, denn Karl Ludwig von Knebel berichtete an Charlotte von

Schiller: „Gestern hatten wir einen Trupp Kosaken hier ... Mehrere hatten lange Bärte, andere runde, glatte mongolische Köpfe und Gesichter, auch die chinesischen Augen. Sie haben was Freies und Gutherziges ... ohne Prahlerei und Prätention. Sie liegen wie ein Haufen Hummeln zusammen.“ (7)

Die Erwartung, von der Fremdherrschaft befreit zu werden, weckte dichterische Zeugnisse, die beim Blick auf das spätere deutsche Russenbild beinahe hymnisch wirken. Max von Schenkendorf rief Zar Alexander I. zu: „Gen Deutschland mußt du ziehen / ins mütterliche Land / sollst glänzen dort und glühen / o Schwert in Kaisershand.“ Und seinen Landsleuten gab er vor: „O nehmt ihn auf, ihr Brüder! / Er stammt aus deutschem Blut / Den Deutschen bringt er wieder der Freiheit altes Gut.“ (8)

Im Vergleich zu den im 20. Jahrhundert beschworenen östlichen „Fluten“ klingt Friedrich Rückerts Sehnsuchtswunsch nach den Naturgewalten des russischen Landes schier unglaublich:

„Sprengt eure Pforten auf,
ihr Kaukasusse,
und speiet Waffen;
brecht durch eure Dämme,
Ihr Wolgaströme, macht
aus Felsen Schwämme,
Braust über Deutschland
hin im Siegesgusse!

Was will auf deinen
Feldern denn der Russe,
Deutschland? Dir beistehn!
Hast du keine Stämme
Im eignen Wald mehr,
dich zu stützen, Memme,
Daß du nicht stehn kannst,
als auf fremdem Fuße?

Du, die du liegst am
Boden ausgestreckt,
Du stehst nicht auf in
kräftiger Selbstauffassung,
Ein fremder Retter hat
dich aufgeschreckt.

Wird er durch seines
nord'schen Armes Straffung
Dein Siechtum kräft'gen
oder angesteckt
Auch selbst von dir heim-
tragen die Erschlaffung?“ (9)

Der Reichsgedanke ergriff auch
die deutschen Poeten. Kein an-
deres Ziel stieß auf eine derart
breite Zustimmung. Seege-
mund verlangte von den „deut-
schen Brüdern“:

„Setzet Gut und
Blut zugleich!
Denn wir glauben alle
wieder An ein heilig
deutsches Reich!“ (10)

Eine spöttische Absage an dy-
nastische Rücksichten auf Na-
poleon (als Schwiegersohn von
Kaiser Franz I. in Wien) und
ein drohendes Grummeln der
Volkssouveränität offenbaren
die revolutionäre Stimmung
der Erhebung von 1813:

„Franciscus, auf! Dich
binden keine Bande;
Das Vaterland hat
keinen Schwiegersohn,
Auf! eh der Herr dich
mahnt in seinem Grimme,
Denn deines Volkes Stimm'
ist Gottes Stimme.“ (11)

Weder hatte der österreichi-
sche Kaiser die in ihn gesetz-
ten Reichs-Hoffnungen er-
füllt, noch hatte der Zar sein
vollmundiges Versprechen
von Kalisch einlösen können.
Die Folgen äußerten sich als
Enttäuschung, die auch das
deutsche Russlandbild verdun-
kelte und dadurch selbst die

deutsch-russischen Literatur-
beziehungen belastete.

Der Beitrag der russischen
Armee trat in den vergange-
nen 200 Jahren immer weiter
im deutschen Geschichtsbe-
wusstsein zurück. Verantwort-
lich dafür zeichnete auch die
kleindeutsche Historiografie.
Erstaunlicherweise widmete
die russische Seite dem Ge-
genstand vor 1917 nur geringe
Aufmerksamkeit. Fritz Strau-
be befand 1963: „Im Vergleich
zu den Abhandlungen über den
Vaterländischen Krieg nehmen
sich die Untersuchungen über
das Jahr 1813 geradezu ärm-
lich aus.“ (12)

Der preußische Generalstab
beschäftigte sich erst ab 1841,
als Leopold Hermann Ludwig
von Boyen noch einmal zum
Kriegsminister ernannt wur-
de, mit den Freiheitskriegen.
Wurden bis dahin wenigstens
Quellen gesammelt, so erschie-
nen nun viele Studien zur Ge-
schichte der Landwehr und
des Landsturms in einzelnen
preußischen Provinzen. Wäh-
rend Helmuth von Moltke ab
1857 die napoleonischen Krie-
ge nicht als lohnendes Thema
ansah, weckte erst das Prob-
lem des Zweifrontenkrieges
seit den 1880er-Jahren eine
neue Aufmerksamkeit für Na-
poleons Vernichtungsstrategie.
Unter Alfred von Schlieffen
wurden dabei bis 1910 die rus-
sische und die österreichische
Armee herabgesetzt, Blücher
als einziger „Adept“ Napoleons
gelobt, Gneisenau dagegen der
Abweichung geziehen.

III. Frühes preußisches Mäkeln am russischen Waffenbruder 1813

Carl Venturini bot 1816 eine
„Geschichte des heiligen Krie-
ges in Deutschland im Jahre

1813“ dar: Preußen besaß „den
Hebel des Nationalstolzes,
der gekränkten Nationalehre
und der gleichsam absichtlich
verhöhnenden frischen Erinne-
rung eines großen politischen
Lebens“, der „unzählige Ge-
müther – vom König bis zu den
ärmsten, unter Friedrichs Fah-
nen ergrauten Bauern herab,
– emporschnellte“. Es konnte
keinen „österreichischen Jo-
hann David Ludwig von York“
geben, weil „der Impuls dazu
aus dem Volke fehlte“. Die
preußische Begeisterung sei
„unendlich verschieden von der
rohen Wuth gewesen, welche
die russischen Völkerschaften
im wilden Taumel bewegte“. Die
preußischen Generale,
„vielleicht selbst den kälteren
Scharnhorst“, habe sie „auf
ihren Zauberschwingen in die
Regionen einer höheren Stra-
tegie getragen“. (13)

Würde diese Grundhaltung
auch durchschimmern, wenn
Venturini die Kämpfe bei
Großgörschen beschrieb? „In
der ganzen Aue herum und
an der ganzen Elster herun-
ter schwärmten Kosacken,
welche die Brücken zerstörten
oder versperrten. Die feierliche
Morgenandacht und die Mil-
de, womit sich die Einwohner
der umliegenden Ortschaften
behandelt sahen, gab ihnen
Muth, sich Nachmittags tief
ins Schlachtgewühl zu wagen.“
(14) Die Schlachtordnung der
Verbündeten stellte die Preu-
ßen unter Gerhard Leberecht
von Blücher in die erste Linie
und die Russen unter Wittgen-
stein in die zweite. Als gegen
sechs Uhr abends viele franzö-
sische Bataillone des Zentrums
wankten, musste die gesam-
te preußische Infanterie und
Kavallerie eingesetzt werden.
„Unterdessen wurden immer
noch die russischen Reser-

ven auf den Höhen außerhalb des Kanonenfeuers gehalten.“ „Die meisten Bataillone der ersten Linie hatten sich ganz verschossen und viele kehrten gegen sieben Uhr in kleinen Haufen hinter die eroberten Dörfer zurück, um sich dort zu neuem Kampf zu sammeln.“ Auf das Vorrücken der rechten Flanke des rechten französischen Flügels hin brachen die Verbündeten den Kampf ab. „In jedem Falle erschien daher die Ungleichheit zu groß, um mit Wahrscheinlichkeit des glücklichen Erfolgs einen neuen Kampf zu beginnen.“

Napoleon prahlte: „Soldaten! ... Ihr habt an dem berühmten Tage des zweiten Mai, die russische und preußische Armee vernichtet und zerstreut.“ „Die Schlacht von Lützen“ werde „über die Schlachten von Austerlitz, Jena, Friedland und an der Moskwa gestellt werden!“ (15)

Noch ohne die stolze Siegersicherheit von 1866 und 1870/71 bemühte sich der preußische Major a. D. Dr. Heinrich Beitzke 1859 darum, die Schwachstellen in der Koalitionskriegführung mit Russland 1813 aus der Sicht des kleineren Partners möglichst sachlich zu beleuchten:

Nur das russische „Fußvolk unter dem jungen Prinzen Eugen von Württemberg, welches von hinten auf den rechten Flügel gezogen wurde, hatte sich tapfer geschlagen. Das Garde- und Grenadiercorps hatte gar nichts gethan. Endlich hatte General Miloradowitsch bei Zeitz, kaum zwei Meilen vom Schlachtfeld, müßig gestanden. Mehrmals im Laufe der Schlacht auf das Heranziehen von Miloradowitsch aufmerksam gemacht,

hatte Wittgenstein dies nicht gewollt, weil man mit Napoleon nicht kämpfen könne, ohne starke Reserven hinter sich zu haben, und weil er sonst keine Kräfte übrig behalte, die Schlacht am folgenden Tag zu erneuern. Auf die dringende Bitte der preußischen Generale an Miloradowitsch, ihnen zu Hülfe zu eilen, war dieser nicht eingegangen.“ (16)

Nach 1871 brach der preußische Unmut noch grundsätzlich hervor. Louise von François warf sich zu seinem Fürsprecher auf:

„Aber Preußen, obgleich es die Mehrzahl der Streiter zu diesem Feldzug gestellt [was für die verbündete Armee bei Großgörschen nicht zutraf!], obgleich es den heutigen Kampf fast ausschließlich mit seinen Kräften geführt, und durch die Fehler der russischen Führung seinen Preis verloren hatte: dem lange gedemüthigten Preußen ward in jener Zeit nur eine untergeordnete Stimme im Kriegsrathe der Verbündeten gegönnt. Um die Schwere der ersten preußischen Befreiungskämpfe zu ermessen, muß nicht nur die Stellung gegen den überlegenen Feind, es muß auch die gegen den unentbehrlichen Freund in Betracht gezogen werden.“ Was hatte es genützt, dass die „Wuth der Preußen entflammt mit diesen Verlusten“? „Blücher und Scharnhorst, alle höheren Führer sprengen mit gezücktem Säbel anfeuernd durch ihre gelichteten Reihen ...“ Und doch: „Jetzt zu spät, befahl Kaiser Alexander die ängstlich geschonten Garden aus dem Rückhalt in das Gefecht zu führen.“ (17)

Beim nächtlichen Kriegsrat

am 2.5.1813 fürchtete Wittgenstein, „durch Überflügeln von rechts her ... von Preußen abgeschnitten zu werden“. Der russische Artillerie-Befehlshaber Fürst Jachmil bestand „wegen mangelnder Munition auf dem Rückzug über die Elbe“. Wittgenstein konnte seinen Monarchen überzeugen, dass dieser Schritt unvermeidlich sei. Der König von Preußen war dafür indessen viel schwerer zu gewinnen. Alexander hatte im Vertrag von Kalisch „nur in Pausch und Bogen“ zugesagt: „Preußen an Land und Einwohnern so groß zu machen, wie es vor 1806 gewesen war. Wenn man nun zurückwich und noch weiter zurückgetrieben wurde, so war kein Land vorhanden, womit Preußen entschädigt werden konnte, ja es lag im Reich der Möglichkeit, dass auch das jetzige Klein-Preußen von Neuem von den Franzosen überschwemmt, vielleicht vernichtet wurde.“ „Andererseits glaubten wieder die Preußen mit Recht, an dem Oberbefehl der Russen viel aussetzen zu können, und daß ihnen, die bis jetzt fast allein gekämpft hätten, wenigstens ein Antheil am Oberbefehl eingeräumt werden müsse.“

Preußen und Russland hatten darauf gesetzt, den Rheinbund zu sprengen, „indem man den deutschen Völkern eine Wiederaufrichtung des alten, ehrwürdigen, fast tausendjährigen Reichs vorgehalten hatte; jetzt mußte man erfahren, daß man auch nicht einen Fürsten von der französischen Sache hatte abwendig machen können. Der erhabene, kräftige Aufruf von Kalisch an die Deutschen erschien dadurch beinahe lächerlich. Man hatte den Rheinbund für aufgelöst erklärt und die Fürsten entsetzen wollen,

die sich der deutschen Sache abwendig zeigen würden, und überhaupt einen hohen Ton angestimmt.“ Als es sich aber erwies, dass Russland und Preußen nur mit großer Mühe „einigermaßen das Feld zu halten“ imstande und auf Österreich angewiesen waren, konnte an ein Verfahren gegen die Rheinbundfürsten nicht länger gedacht werden. (18)

Friedrich Wilhelm wollte Berlin decken, während es Alexander auf die Verbindungswege durch Schlesien nach Polen ankam. Napoleon hätte sie einzeln schlagen können. Seitdem blieben beide Monarchen zusammen.

Napoleon bewahrte bis nach Bautzen (20./21.5.1813) eine Überlegenheit von 60.000 Mann. Wirkt der Feldzug von 1813 bis zur Völkerschlacht im Großen „sehr ausgeglichen“ (19), so gab es doch Zeitpunkte, an denen ein entscheidender Erfolg Napoleons und damit ein in seinen Augen erträglicher Friede greifbar schienen.

Ende Mai, „in der tiefsten Krise, da seine ganze Strategie zu scheitern drohte, bewies Alexander hervorragende Führungsqualitäten. Angesichts österreichischer Ausflüchte, preußischer Hysterie und streitender russischer Generale blieb er bewundernswert ruhig, überlegt und im Hinblick auf den endgültigen Sieg optimistisch“. (20)

IV. Alexanders I. Leistung 1813 in russischer Sicht und in der historischen Belletristik der DDR

Blücher band am 16.10. durch seine stürmischen Angriffe auf Möckern im Norden Leipzigs diejenigen französischen

Verbände, deren Napoleon zur Vollendung seines Durchbruchs durch das Zentrum Wittgensteins und zur Sprengung der Mitte des verbündeten Heeres bedurft hätte. Indem sich in den folgenden Tagen das Kräfteverhältnis zuungunsten des Kaisers verschob, hätte sein weiteres Ausharren lediglich die Niederlage besiegelt und die Armee vernichtet. Haben die russischen Truppen am 16.10.1813 durch ihr Standhalten die ausschlaggebende Rolle bei der Abwehr der französischen Sturmangriffe gespielt? Oder brachte Blüchers Vorwärtsdrängen im nördlichen Leipziger Vorfeld die Entscheidung zuungunsten Napoleons?

Wachau musste behauptet werden, „denn durch das Weichen der Kolonne wurde Napoleon die willkommene Lücke geboten, in die er einbrechen und die Schlachtordnung, die ohnehin nur in loser Verbindung stand, sprengen konnte“. Der russische General Eugen von Württemberg wurde jedoch gezwungen, von Wachau „trotz der todesverachtenden Ausdauer der Russen“ zurückweichen. (21) Verfügte er bei Beginn des Angriffs über 10.000 Mann, so blieben ihm am Abend lediglich 1.200. Die Kolonne hatte überwiegend aus Russen bestanden.

Dominic Lievens Urteil über Alexander lässt aufhorchen. Ihm gebühre „hohe Anerkennung. So konnte der Zar auf diesem Schlachtfeld die Scharte von Austerlitz endgültig auswetzen“. (22) Zugleich kam es Alexander darauf an, „Napoleons Kontrolle über Deutschland ein Ende zu setzen. Solange Napoleon Deutschland beherrschte, war

er wesentlich mächtiger als Alexander. Die finanziellen Aufwendungen, um Rußland gegen die von ihm ausgehende Gefahr zu sichern, wären bald unerträglich geworden.“ Deshalb sei er 1813 das hohe Risiko eingegangen, „mit seiner erschöpften und geschwächten Armee bis nach Mitteleuropa zu ziehen, um seine potenziellen Verbündeten zu mobilisieren, sie zuweilen beinahe mit Gewalt zu nötigen, den Interessen ihrer Länder und Europas zu dienen“. (23)

Alexander billigte im Juni 1813 die vier Minimalbedingungen für einen Frieden mit Napoleon: Erneute Aufteilung des Herzogtums Warschau zwischen den drei Ostmächten, Rückgabe Danzigs an Preußen, Räumung aller Festungen durch Napoleon auf preußischem und polnischem Gebiet, Rückgabe Illyriens an Österreich, Wiederherstellung der Unabhängigkeit von Hamburg und Lübeck und weiterer Städte an Nord- und Ostsee. Der Rheinbund, das Königreich Westfalen und die Elbe mit allen ihren französischen Festungen wären Napoleon verblieben. Der französische Kaiser war am 11.8.1813 jedoch nur bereit, auf das Herzogtum Warschau und einen Großteil Illyriens zu verzichten. Die Preisgabe der norddeutschen Städte hätte er wohl nur im Rahmen eines Friedens mit England erlaubt. (24) Da Alexander Metternichs Prager Minimalbedingungen vom Juni 1813 für einen Frieden mit Frankreich nur in der Erwartung angenommen hatte, dass Napoleon sie ablehnen würde, stellte sich nach dem Sieg von Leipzig erneut die Frage, ob Napoleon mit den „natürlichen Grenzen“ friedensbereit zu stimmen sei.

Alexander gab zu diesem Vorschlag vom 10.11.1813 seine Einwilligung, weil er wieder mit Napoleons Verweigerung rechnete. Mit seiner Forderung nach dem Sturz Napoleons hielt er sich bis Ende 1813 zurück. Bei ihm mischten sich idealistische, christliche und realpolitische Ansichten. Die russische Außenpolitik hatte seit 1807 versucht, Frankreich gegen Englands Übermacht zu stärken. „Die Versuche, dies zu erreichen, brachten Europa nur weitere Jahre Konflikte und Instabilität.“ Alexander hatte erkannt, dass „ein dauerhafter Friede nur in Paris zu realisieren sei“. (25)

Das mangelhafte deutsche Wissen über und die dauernde Herabsetzung von Befreiungstaten des russischen Verbündeten 1813 ließen offenbar nur einen niedrigen Dankbarkeitsdamm entstehen, der die Wellen imperialistischer Gewaltvorstellungen ab 1849 nicht aufzuhalten vermochte.

Da die National-Demokratische Partei Deutschlands in der DDR von ihrem Selbstverständnis her darauf verpflichtet war, den „Nationalen Unabhängigkeitskrieg des deutschen Volkes“ von 1813/14 besonders zu würdigen, spiegeln ihre Verlautbarungen auch die kleinen Verschiebungen wider, mit denen die DDR das Geschehen von 1813 vor dem Hintergrund des Kalten Krieges beleuchtete.

Allgemein wurde beteuert, dass die 1813 entstandene Waffenbrüderschaft „auf höherer Ebene“ weiterlebe zwischen Nationaler Volksarmee und Sowjetarmee. Indem die Befreiungskriege „zunehmend als ein Höhepunkt der National-

geschichte erkannt“ wurden, sei damit „ein unverzichtbarer Beitrag zur späteren Identitätsfindung aller Klassen und Schichten des Volkes der Deutschen Demokratischen Republik geleistet“ worden. (26) Es gehöre zu den Lehren von 1813, dass die nationale Frage „auch eine Klassenfrage“ sei. Dieser außerordentlich „entnationalisierten“, langweiligen und keinesfalls mehr mitreißenden Deutung von 1988 folgte dann die etwas allgemeine Versicherung, dass 1813 „wertvolle Traditionen der brüderlichen Verbundenheit des deutschen und des russischen Volkes“ übermittele.

1988 hatte die DDR die nationale Karte „1813“ aus der Hand gegeben, als sie dem Gedenken an die Freiheitskriege nur noch zubilligte, das Sonderbewusstsein eines deutschen Teilstaates zu fördern. Zukunftsfroh und gesamtdeutsch im Sinne der Patrioten von 1813 hatte dagegen Straube 1963, wie vor und nach ihm keiner, den russischen Befreiungseinsatz überschwänglich gewürdigt: „Der mutige Kampfeinsatz der russischen Krieger zeigt, welche geschichtsbildende Kraft einem deutsch-russischen Bündnis innewohnt. Schon vor 150 Jahren zogen deutsche Patrioten daraus die richtige Schlußfolgerung: ‚Vereint werden diese beiden Nationen gewiß unüberwindlich sein, und ihre Vereinigung ist ein Vorbote ihrer Siege und ihres Glücks.‘“ (27)

Tapfer nahmen sich dann die ersten Versuche aus, der Sackgasse des Zwei-Nationen-Wahns Ende der 1970er-Jahre wieder zu entkommen:

Dem Leipziger Schriftsteller

Hans Pfeiffer gelang es in seinem „Scharnhorst“-Fünfteiler von 1978, am Beispiel des Reichsfreiherrn vom Stein nicht nur die antinapoleonische, sondern auch die nationale Bedeutung des Bündnisses mit Russland hervorzuheben. In seinem Konzept für das Fernsehen der DDR unterstrich Pfeiffer die Bedeutung Steins, der 1812 „zur bestimmenden Figur der deutschen, wenn nicht der europäischen Politik werden sollte“. Das „deutsch-russische Waffenbündnis, ohne das ein Sieg über Napoleon schwerlich möglich gewesen wäre“, sei „in erster Linie ihm zu verdanken“. (28) Stein erörterte mit dem Zaren eingehend „alle Seiten eines künftigen Bündnisses zwischen Deutschland und Rußland. Es ist interessant, daß er dabei von Deutschland spricht. Sein Blick ist darauf gerichtet, alle von Napoleon unterworfenen deutschen Staaten für dieses Bündnis mit Rußland zu gewinnen.“ (29)

Der „Spiegel“ erkannte die deutschlandpolitische Bedeutung des Kunstwerks. Es mache deutlich, dass die SED sich vom Dogma deutscher Zweistaatlichkeit zu lösen beginne. Autor Hans Pfeiffer: „Wichtiges Verdienst dieser Patrioten ist, das Vaterländische aus einem vorwiegend geistig verstandenen Begriff zu einem politischen Programmwort für die nationale Einheit werden zu lassen.“ (30)

Auch im Drehbuch scheitert Stein an Friedrich Wilhelm III.:

Stein: „Vereinen Sie sich mit Russland und befreien Sie Europa!“

König: „Haben sich in Rußland wohl den Fuß erfroren?“

Stein: „Es ist die Gicht,

Majestät.“

König: „Sollten Ihr Bein schonen. Sich hinlegen. Ausruhen.“

Stein: „Majestät –“.

König: „Möchten Ihnen das Schicksal Ihres Freundes Gruner ersparen. Ruht sich auch aus. Aber auf Festung.“
Nach Steins Abgang sagt der König: „Moskowiter!“ (31)

Realpolitischer erörtert der König in einer anderen Szene das russische Bündnisangebot mit dem geschickteren Scharnhorst:

Hardenberg: „Napoleon hat kürzlich gesagt: Wenn mir Preußen jetzt die Treue hält, werde ich Preußen so viel Gutes tun, wie ich ihm einst Übles getan habe.“

König: „Also brauchen wir kein Bündnis mit Rußland!

Bekommen alles ohne Krieg von Napoleon! Polen, Westfalen, was wir wollen! Ist doch geschwächt, der Napoleon macht jedes Zugeständnis!“

Scharnhorst: „Majestät, wenn wir erlauben, daß sich Napoleon wieder erholt, wird er uns jedes Versprechen brechen!“

König: „Napoleon unter Druck setzen! Mit russischem Bündnis drohen! Zünglein an der Waage!“

Scharnhorst: „Sehr gut, Majestät, sehr gut. Aber dieses Zünglein nimmt niemand ernst, solange es so schwach ist.“

König: „Scharnhorst! Führen doch wieder etwas im Schilde!“

Scharnhorst: „Was ich seit Wochen fordere: unsere Streitkräfte zu vermehren! ... Mit 200.000 Mann wären Majestät das Zünglein an der Waage.“ (32)

Unabhängig vom Ende der DDR behält die quellennahe und ausgewogene Sicht auf

die preußischen Patrioten und deutschen Russlandfreunde von 1812/13 ihren künstlerischen und geschichtsdidaktischen Wert. Politisch wirkt sie völkerverbindend, indem sie ein deutsch-russisches Zusammengehen mit der Freiheit Europas verknüpft und es nachempfinden lässt. Damit überwindet sie auch die antirussische Hetze Napoleons vom Frühjahr 1813.

Anmerkungen

(1) Correspondence de Napoléon I er publiée par ordre de l'Empereur Napoléon III., Tome 25, Paris 1868, Nr. 19952: Proclamation à l'armée, 3.5.1813, S. 304f.

(2) Friedrich Engels: Der demokratische Panslawismus, in: Neue Rheinische Zeitung, Nr. 223 vom 16.2.1849 (Karl Marx/Friedrich Engels. Werke, Bd. 6, Berlin 1970, S. 286).

(3) Jörg Kastl: Am straffen Zügel. Bismarcks Botschafter in Rußland (1871–1892), München 1994, S. 155. – Norman Rich/M. H. Fisher (Hrsg.): Die geheimen Papiere Friedrich von Holsteins, Bd. III Briefwechsel (30.1.1861–28.2.1896), Göttingen 1961, Nr. 241, S. 213–216, hier S. 214.

(4) Fritz Straube: Frühjahrsfeldzug 1813. Die Rolle der russischen Truppen bei der Befreiung Deutschlands vom Napoleonischen Joch, Berlin 1963.

(5) Ebda., S. 99.

(6) Eckart Kleßmann: Die Befreiungskriege in Augenzeugenberichten, München 1973, S. 36.

(7) Ebda., S. 47.

(8) Sophus Stahl: Die Entwicklung der Affekte in der Lyrik der Freiheitskriege, Leipzig 1908, S. 105.

(9) Ebda., S. 106.

(10) Ebda., S. 119.

(11) Ebda., S. 173.

(12) Straube, S. 13.

(13) Carl Venturini: Rußlands und

Deutschlands Befreiungskriege von der Franzosen-Herrschaft unter Napoleon Buonaparte in den Jahren 1812–1815, Zweiter Theil: Der heilige Krieg in Deutschland 1813, Leipzig 1816, S. 54f.; 42f.; 37; 45.

(14) Ebda., S. 146.

(15) Ebda., S. 151–156.

(16) Heinrich Beitzke: Geschichte der Deutschen Freiheitskriege in den Jahren 1813 und 1814. Erster Band, Berlin 1859 (2. Aufl.), S. 307.

(17) Louise von Francois: Geschichte der Deutschen Befreiungskriege in den Jahren 1813–1815, Volksausgabe, Berlin o. J. [1875], S. 60; 58.

(18) Beitzke, S. 310f.; 313; 312.

(19) Dominic Lieven: Rußland gegen Napoleon. Die Schlacht um Europa, München 2011, S. 393.

(20) Ebda.

(21) Leo Frobenius: Weltgeschichte des Krieges, Hannover 1903, S. 590.

(22) Lieven, S. 551.

(23) Ebda., S. 633.

(24) Ebda., S. 427–433.

(25) Ebda., S. 562.

(26) Erhard Lonscher („Direktor der Zentralen Parteischule der NDPD, Mitglied des Präsidiums und Sekretariats des Hauptausschusses“), in: Der Beitrag der NDPD zur Verwirklichung des Vermächtnisses des nationalen Unabhängigkeitskrieges 1813/1814. Kolloquium anlässlich des 175. Jahrestages der Völkerschlacht, 17.10.1988, Waldsiedersdorf 1989, S. 25.

(27) Straube, S. 222. – Zitat nach Paul Czygan: Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, Bd. 1, Leipzig 1911, S. 50 (Diner des russischen Generals Schepelew mit den Bürgern im ostpreußischen Labiau, Anfang 1813).

(28) Hans Pfeiffer: Konzeption [masch.] der Fernsehserie „Generalangriff“ (= „Scharnhorst“, Fünf Teile 1978), S. 51.

(29) Ebda., S. 56.

(30) Der Spiegel, Nr. 45 vom 6.11.1978, Einheit mit Scharnhorst.

(31) Fernsehen der DDR. Bereich Kunst- und Kulturpolitik: Drehbuch [masch.] „Generalangriff“. Szenisch-dokumentarisches Fernsehspiel in drei Teilen, III. Teil (1812–1813): 26. Bild, S. 58f.

(32) Ebda., 23. Bild, S. 52 ff.

Jesus Christus – Einziger Herr seiner Herde

Obr. Adolf-Hermann Meyer, evang. Ordensgeistlicher

Vorbemerkung

Gute Tradition ist es bei den Templern, konfliktträchtige Themen auch kontrovers zu diskutieren. Gerade unser Herzensthema, die Ökumene, ist dabei oft Stein des Anstoßes, obwohl wir doch im Orden bereits Gemeinschaft unter Katholischen und Evangelischen in Vorbild gebender Weise leben.

Dabei ist es aber auf dem Wege zur endgültigen Überwindung der Trennung wichtig, die verbliebenen Unterschiede auch zu benennen und nicht nur mit brüderlicher Liebe als einer Art Zuckerguss zu verkleistern. Wir wollen einander in den Unterschiedlichkeiten wahrnehmen, da wir nur dann bewusst an einem ernst gemeinten Abbau letzter theologischer Differenzen mitarbeiten können.

Es tut nicht Wunder, dass dabei auch schon einmal die Beiträge einzelner Ordensbrüder Widerspruch erregen, wie etwa die Ausführungen von Obr. Prof. Dr. Grieser und Obr. Dr. Rütthlein in NON NOBIS Nr. 61.

Die Ordensleitung hat immer wieder darauf hingewiesen, dass die Beiträge im Heft mit einer Verfasserkennzeichnung nicht unbedingt die Auffassung der Ordensregierung oder gar des ganzen Ordens wiedergeben.

Eine Zensur findet in NON NOBIS nicht statt.

Was für die Verfasser des Debattenbeitrags aus dem letzten Heft gilt, gilt natürlich ebenso für unseren Obr. Adolf-Hermann Meyer, der sich durch den Artikel zu folgender Genrede herausgefordert sah:

Meine lieben Geschwister und Freunde,

je länger ich über das Ansinnen des Ordensbruders Grieser nachdenke, um so mehr (ver)zweifle ich an unserer eigenen Denomination. Was unsere Kirchenleitungen an humanistisch-weltlichen, aber dabei ganz gegensätzlichen, „biblischen Wahrheiten“ verlautbaren lassen, macht es einfach schwer, dieser Kirche treu zu sein.

*„Es ist zum
Katholisch-Werden!“*

Dennoch: Bedenkt einmal folgende Utopie: Der Papst lädt alle ein nach St. Peter in Rom, Angehörige ihrer je eigenen Kirche, den anglikanischen Bischof von Canterbury, den evangelischen von Uppsala, den orthodoxen Patriarchen von Konstantinopel, die Präsidenten des Lutherischen Weltbundes, des Weltkirchenrates aus Genf und andere, für die von den zuvor genannten Einladungen erbeten worden sind.

Der Papst betritt ohne die übliche feierliche Begleitung (und Bekleidung) den Dom, in einem schlichten, schwarzen

Talar, darüber ein einfaches Kreuz an einer Kette. Nach einem kurzen Gebet vor dem Altar wendet er sich den Versammelten zu:

„Liebe Brüder (und Schwestern!), ich möchte Ihnen eine Erklärung abgeben: Ich verzichte auf die Ausübung aller Herrschaftsfunktionen, die mir im Laufe der Geschichte unserer Kirche zugewachsen sind. Ich möchte versuchen, nur ein schlichter Diener an der Einheit aller Christen zu sein – und das ohne alle Machtausübung. Mein Maßstab soll dabei allein die Bergpredigt JESU sein. Die Freiheit der wissenschaftlichen Theologie in allen kirchlichen Gemeinschaften möchte ich nach Kräften fördern, jedenfalls solange sie sich um den geschwisterlichen Dialog bemühen.“

Danach verlässt der Papst den Altar und setzt sich mitten unter die Geladenen auf einen zufällig freien Platz. Nun wird ein schlichtes Holzkreuz hereingetragen und auf den Papstthron gestellt. „Dort soll es für immer stehen bleiben“, fügt der Papst hinzu.

Bei einem Empfang nach diesem kurzen Gottesdienst führt der Papst aus, wie er sich seinen zukünftigen Beitrag zur Einheit der Christen vorstellt: „Ich möchte in regelmäßigen Abständen die Erzbischöfe, den Patriarchen, die Bischöfe, die Präsidenten und andere Chris-

ten einladen zu gemeinsamem Gebet und zur Beratung jeweils anstehender Fragen – vielleicht in der Einsamkeit eines Klosters oder eines Hauses der Waldenser hier in Italien. Wenn wir dabei zu gemeinsamen Ergebnissen gelangen, so werden diese – das ist mein Glaube! – im Geiste JESU zu verlässlichen Worten für unsere Schwestern und Brüder werden können.“

Am Rande des Empfangs fragt bei persönlichen Gesprächen der Präsident des Lutherischen Weltbundes den Papst, ob er auch glaube, dass bei solchen Gebeten Brot und Wein gereicht werden können unter Berufung auf JESUS, dass ER sich unter diesen Gestalten (Elementen) – bei Verzicht auf alle traditionellen Liturgien und Abendmahlslehren – den Betenden schenke, wie ER, JESUS, es wolle. Der Papst will im Gebet darüber nachsinnen. Seine Teilnahme an diesem Gebet im Geiste verspricht ihm der Präsident des Lutherischen Weltbundes.

So weit der vielleicht utopische Traum eines evangelischen Geistlichen.

Schon Papst Johannes Paul II. hat in seiner Enzyklika „Ut unum sint – Dass sie eins seien!“ ausgeführt, er müsse mit den Theologen der verschiedenen Konfessionen darüber in einen Dialog treten, wie sein Amt so ausgeführt werden könnte, dass es wirklich ein Amt der Einheit sei.

Aber allein die Rechtfertigungslehre, die Fürbitter, insbesondere Maria in Stellvertretung, die Sakramentslehre u.v.m. lassen uns evangelische

Christen auf die Anfrage des von Gott geliebten Ordensbruders Grieser „ob der Papst Sprecher für alle Christen dieser Erde sein könnte“ mit einem klaren NEIN antworten.

Wenn sich die kirchlichen Repräsentanten weltweit treffen könnten in der umwälzenden, ehrfurchtsvollen und liebenden Weise, wie in der Utopie beschrieben, wären wir sehr weit gekommen. Die Geschichte aber zeigt, dass Menschen Macht und Herrschaft nicht leicht aufgeben, vor allem dann nicht, wenn sie sich verpflichtet fühlen, ihre Macht nach den Maßgaben ihres Gewissens auszuüben und dabei in einer langen Tradition stehen.

Und doch müssen Macht und Herrschaft nach der Botschaft JESU dem Dienen untergeordnet sein und manchmal um der Humanität willen und um der Einheit der Christen willen hintangestellt werden. Die Gemeinschaft des Gebetes, der Meditation, des Gespräches vermag eher, Menschen verschiedener Traditionen einander näherzubringen als alle Formen der Herrschaft, die das Selbstbewusstsein und den guten Willen der jeweils anderen verletzen können. Man muss es deutlicher sagen: Nur eine partnerschaftliche Oekumene kann ihrem Ziel der Einheit in versöhnter Verschiedenheit näher kommen. Bruder- und Schwesternschaften sind dabei echte Vorbilder. Eine Gemeinschaft, die die Unterwerfung der einen unter die anderen verlangt, wird ihr Ziel nie erreichen, denn sie verstößt gegen den Geist einer christlichen Humanität.

Zu dieser gehört auch die Frei-

heit der wissenschaftlichen Theologie im geschwisterlichen Dialog. Nur in Verbindung mit ihr ist personal verantworteter, innerlich aufrechter Glaube möglich. Darf man darauf vertrauen, dass GOTTES GEIST in wissenschaftlicher Theologie zum Guten wirkt, auch ohne alle institutionellen kirchlichen Kontrollen und Sanktionen? Zeigen nicht beispielsweise die Baptisten, wie fruchtbar eine herrschaftsfreie Christengemeinschaft ihren Glauben leben kann? Ihre Gemeinden sind selbstständig, an keine allgemein-verpflichtende Lehre gebunden, sie sind in einem Bund zusammengeschlossen, dessen Leitung gegenüber den Einzelgemeinden nur mit Empfehlungen wirkt, die in der Regel in Freiheit akzeptiert werden. Die Bremische Evangelische Landeskirche gewährt nach ihrer Satzung Lehrfreiheit und existiert damit seit Jahrzehnten.

Das gemeinsam gefeierte Abendmahl in einer Form, die überaus deutlich zum Ausdruck bringt, dass es um nichts anderes geht, als dem Willen Jesu Raum zu geben, dürfte die Christen verschiedener Traditionen einander eher näherbringen, als es Verbote und Sanktionen vermögen.

Zur christlichen Tradition gehört das Urvertrauen zu GOTT, dem VATER, den JESUS mit dem zärtlichen aramäischen Wort ABBA anredet, und die daraus erwachsende Aufgabe, auf andere Menschen in Liebe zuzugehen, ohne nach der jeweiligen Vergangenheit oder nach einzelnen Glaubenssätzen zu fragen, ganz so, wie JESUS in seinen Gleichnissen gelehrt hat.

Das christliche Symbol, der Fisch, war wohl das erste Erkennungszeichen als Glaubensbekenntnis für die Urchristen. Die griechischen Buchstaben (Ichthys) bedeuten zusammengelesen JESUS CHRISTUS – GOTTES SOHN – RETTER!

Meine Vision bleibt bestehen, und glaubend hoffend wünsche ich mir, dass die Kirchen sich bei herrschaftsfreien, interkonfessionellen Glaubensgesprächen oder bei Abendmahlsfeiern im GEISTE JESU an solche Humanität gebunden wissen.

Was fehlt zur Einheit?

Papst Johannes Paul II. hatte sich bereits 1995 in seinem Schreiben „Ut unum sint – Dass sie eins seien!“ geäußert: Die Einheit der Christen anzustreben, sei aller Aufgabe, auch die des Papstes persönlich. „In einem brüderlichen, geduldigen Dialog, jenseits fruchtloser Polemiken“, so Joh. Paul II., mögen Bischöfe und Theologen verschiedener Kirchen zusammen mit dem Papst die Formen finden, in denen der Petrus-Dienst der Einheit als Dienst der Liebe verwirklicht werden kann. Wer sich – wie der Papst – den Menschenrechten verpflichtet weiß, wird einige Fragen zum Schreiben des Papstes haben:

Dürfte die wiedervereinigte eine Gemeinschaft mit vielen Zwängen (in Dogmatik, in Kultur, im Intimbereich der Menschen, in Philosophie und Theologie – abgesichert durch ein umfassendes Aufsichtssystem mit Denunziation und Sanktionen sowie durch eine Vielzahl von Eiden von Amtsträgern, obgleich JESUS den Eid abgelehnt hat) anstelle der

Freiheit von Forschung und Lehre sein? Wohl kaum.

Darf eine ökumenische Deutung des Abendmahls zwangsweise unterdrückt werden?

Wenn eine Gemeinschaft von Menschen JESUS bittet, sich ihr unter den Gestalten von Brot und Wein so zu verbinden, wie ER SELBST es will, so darf diese Gemeinschaft das Vertrauen haben, dass JESUS sich mit ihr in dieser Weise verbindet, auch wenn es dafür keine kirchliche Doktrin gibt.

Muss der Zölibat sein?

Wer erlebt hat, welche Bedeutung die evangelische Pfarrfamilie gerade für die überzeugende Verkündigung des Evangeliums haben kann, wird den Zölibat gerade um des Verkündigungsauftrags willen relativieren.

Hat die „Religion“, die JESUS lehrte, eine derartige Fülle von Dogmen und detaillierten Moralvorschriften beinhaltet, dass sie einen Katechismus von 800 Seiten erforderlich macht?

War SEINE Verkündigung nicht einfach und schlicht diese: GOTT ist der liebende Vater, daraus folgend die Anforderung, diese empfangene Liebe als Nächstenliebe weiterzugeben, und die Hoffnung auf das REICH GOTTES als Gabe, in der alle Liebe ihre Erfüllung finden soll?

Sollen alle Christen und Theologen darüber in Freiheit nachdenken dürfen?

Nur eine Theologie in Freiheit von Forschung und Lehre entspricht dem deutschen Grundgesetz.

Sollten die Historiker verschiedener Konfessionen nicht gemeinsam die Verfolgungen und Verfehlungen ihrer Geschichte aufarbeiten?

Es begegnen mir Christen, die den Standpunkt vertreten, „Rom“ würde einer Wiedervereinigung der Christenheit nur zustimmen, wenn der Bischof von Rom in ihr die absolute Kommandogewalt innehaben würde. Dem wollen wir doch nicht noch Vorschub leisten, indem wir ihn als den Sprecher aller Christen benennen!

Ich wünsche mir aber, dass der Bischof von Rom sich vielmehr als „Vorsteher im Liebesbund“ verstehen möge, der, durch sein Glaubenszeugnis dem Beispiel JESU folgend, ohne alle Herrschaft wirkt, dabei aber die Freiheit aller Christenmenschen wahrend und fordernd.

Zudem wünsche ich mir, dass nicht immer derselbe Bischof den Petrusdienst als „Sprecher der Christenheit“ wahrnimmt, sondern auch geistliche Führer anderer Denominationen in diesem Amt wechseln.

Allerdings möchte ich zum Schluss bemerken, dass ein solches Amt kein Mensch dieser Erde ausfüllen kann als nur der erhöhte Herr JESUS CHRISTUS selbst, wenn man ihn Heiliger Vater nennt.

11. Sonntag nach
Trinitatis 2013



Bilder aus dem Ordensleben

